

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.ö. Landesmuseum in Linz
durch Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 6 Heft 4

Oktober-Dezember 1952

Inhalt

	Seite
August Zöhrer: Johann Philipp Ruckerbauer. Der Mühlviertler Barockmaler	489
Franz Stroh: Schlägl und die Odenkirchenfrage	509
Kurt Holter: Hertwik von Schlüsselberg und die Welser Glasfenster	551
Hans Anschöber: Die dramatische Dichtkunst im Stifte Lambach	559

Bausteine zur Heimatkunde

Robert Strouhal: Ein vorneolithischer Siedlungsplatz in Bad Ischl. Mit Beiträgen von Florian Heller, Elise Hofmann und Franz Stroh	569
Erwin Hainisch: Zur Geschichte des Parkes der Kaiservilla in Bad Ischl	576
Martha Khil: Johann Baptist Steiner. Der Verfasser des „Reisegefährten durch die Oesterreichische Schweiz“	578
Georg Grill: Die Herrschaft Ottensheim im Jahre 1602	588
Friedrich Morton: Bilder aus Alt-Hallstatt. Die Veränderungen des Ortsbildes in den letzten neun Jahrzehnten	595
Gilbert Trathnigg: Das Welser Schneiderhandwerk 1700 — 1840	599

Schrifttum

Buchbesprechungen	604
-----------------------------	-----

*

Forschungen um Lauriacum

Franz Pfeffer: Zur ersten Folge	607
Hermann Vetters: Ein doppelapsidaler Bau aus der Zivilstadt Lauriacum. Vorläufiger Bericht	608
Paul Kárnitsch: Neue Sigillatafunde in Enns	615
Hermann Vetters: Das Legionsbad in Lauriacum	640

*

Adalbert Stifter-Institut des Landes Oberösterreich Vierteljahrsschrift

Gustav Gugitz: Unbekannte Dokumente zum Leben Adalbert Stifters	645
Franz Hüller: Ein „Kommentar“ zu Adalbert Stifters „Nachsommer“	655
Franz Fink: Adalbert Stifter und das Alte Burgtheater in Wien	657
Berichte	663

Schlägl und die Ödenkirchenfrage

Von Franz Stroh (Linz)

Im Heft 3, Jahrgang 4 (1950) der „Oberösterreichischen Heimatblätter“ hat Walter Luger einen neuen Beitrag zur Gründungsgeschichte des Stiftes Schlägl geliefert, der sich, wie es dem Titel der Abhandlung eben entspricht¹⁾, vorwiegend mit der Geschichte des zweiten, des Prämonstratenserklosters und seiner Baugeschichte beschäftigt. Die Frage der ersten Klostergründung, die von Zisterziensern besiedelt war, und besonders die ihres Standortes wurde von ihm nur gestreift und um keine wesentlichen Punkte über den bisherigen Forschungsstand vorwärts getragen. Die Äußerung W. Lugers (S. 205): „Meiner Ansicht nach befand sich das erste Kloster, das bestimmt nur ein einfacher Holzbau war, in Oedenkirchen“, macht auf Nicht-Eingeweihte den Eindruck, als hätte der genannte Verfasser erstmalig die Entdeckung gemacht, daß das erste Kloster in Oedenkirchen gestanden sei. Der Eindruck wird auch durch den späteren Hinweis (S. 206), daß sich in Oedenkirchen für ein nicht unbedeutendes Gebiet der Flurname „Frauensschlag“ erhalten habe (auf die Quellenangabe hat W. Luger verzichtet) und durch den Schlußsatz: „Ich halte daher die Annahme, daß das erste Kloster des Falkensteiners in Oedenkirchen stand, für die wahrscheinlichste“ nicht allzusehr abgeschwächt. Daß diese Annahme beträchtlich alt ist und bereits ihre Geschichte hat, erwähnt W. Luger nicht. Es erweist sich daher als notwendig, die ganze Frage einmal kritisch durchzubesprechen, nachdem auch diese neue Arbeit keine entscheidende Klärung gebracht hat.

Die Frage „Wo stand das erste Kloster Schlägl?“ gehört zu den anziehendsten Fragen der Obermühlviertler Besiedlungsgeschichte. Sie ist von Historikern und Heimatforschern schon mehrmals angeschnitten worden, ohne daß es zu einer völlig sicheren Feststellung gekommen wäre. Da urkundlich eine zweimalige Gründung des Klosters durch Kalhoch von Falkenstein bezeugt ist, die erste vor 1204, die zweite 1218, wobei berichtet wird, daß die zweite Gründung an einem anderen Orte erfolgte, beschäftigte sich schon die Klostertradition im ausgehenden Mittelalter mit dieser Frage und bezeichnete irrtümlich den Platz, auf dem die Maria Anger-Kirche in Schlägl steht, als Standort des ersten Klosters. Dieses war von Zisterziensern aus Langheim in der Diözese Bamberg besiedelt worden, die nach siebeneinhalbjährigem Aufenthalt in „Slage“, wie der Klostername bescheiden lautete, heimlich in der Stille der Nacht die klösterliche Ansiedlung verließen und in ihr fränkisches Mutterkloster zurückkehrten, nachdem der Abt und ein Bruder dem Hunger und der Kälte zum Opfer gefallen waren. Kalhoch gab sich alle Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen; dreimal schickte er Boten nach Langheim (trinos nuntios direxi), erhielt aber jedesmal eine abschlägige Antwort. Nach Jahre-

langem Warten, vermutlich von 1212 bis 1218, entschloß er sich, auf den Rat Verwandter und guter Freunde das Kloster an einem anderen Orte neu zu gründen, und übergab es im Jahre 1218 den Prämonstratensern von Mühlhausen in Böhmen. Am 20. Juni 1218 verzichtete Abt Heinrich II. von Langheim endgültig und feierlich auf alle Rechte und Freiheiten zu Gunsten Mühlhausens.

Nach dem Wortlaut der Urkunde von 1218 gibt es keinen Zweifel darüber, daß das Zisterzienserkloster an einem anderen Orte stand als das jetzige Prämonstratenserkloster. Obwohl die Annahme, daß Maria Anger der Standort des ersten Klosters gewesen sei, gänzlich verfehlt war, da diese spätgotische Friedhofskirche, die urkundlich erst im Jahre 1414 aufscheint, ganz nahe dem Stiftsgebäude, nur durch die Straße von ihm getrennt, steht und Kalhoch somit keinen Grund gehabt hätte, im zweiten Stiftsbriefe vom Jahre 1218 von einer Neugründung an einem anderen Orte zu sprechen (fundavi coenobium in alio loco), wurde sie dennoch 1732 von J. G. A. Hoheneck²⁾ und 1877 vom Geschichtsschreiber Schlägl, Laurenz Pröll³⁾ übernommen, der sich damals äußerte, daß man nicht fehlgehen werde, wenn man, der Klostertradition folgend, die Maria Anger-Kirche als ein zur Erinnerung an das ursprüngliche Kloster errichtetes, frommes Denkmal betrachte. Aber einige Zeilen vorher schrieb L. Pröll: „Soviel steht fest, daß das Prämonstratenserkloster an einem anderen Orte — alio in loco — stehe als das der Zisterzienser.“ Er sah nicht, daß er sich damit selber widerspreche. 25 Jahre später hat L. Pröll allerdings seine Ansicht geändert, wie wir noch hören werden. An Maria Anger hielt auch H. G. Ströhl fest, wenn er schrieb: „Das alte hölzerne Klösterlein, wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Maria Anger-Kirchleins gestanden, wurde aufgegeben und in nächster Nähe (!) ein neues und größeres Klostergebäude aufgeführt“⁴⁾. Mit Recht wendet W. Luger (S. 205) ein, daß die Anordnung einer zweiten Kirche neben der Klosterkirche durchaus kein einzelner Fall sei: „Wir finden diesen Zustand sehr häufig, denn die Klosterkirchen wurden erst viel später auch Pfarrkirchen. Außerdem heißt es in der zweiten Gründungsurkunde ausdrücklich, daß das zweite Kloster in alio loco gegründet wurde. Wie könnte dies aber erklärt werden, wenn das neue Kloster nur einige Meter vom alten entfernt gestanden wäre, wo sich bestimmt keine besseren Lebensbedingungen ergeben hätten; sie müßten vielmehr dieselben wie am ersten Gründungsort gewesen sein. Die Neugründung hätte daher keinen Sinn gehabt.“ Sie wäre in diesem Fall auch gar keine gewesen.

Da Stift Schlägl in den ältesten Urkunden ebenfalls Slag(e) heißt, wurde, wie Fr. Sekker bemerkt, auch aus diesem Grunde die Annahme einer Verlegung des Klosters angezweifelt. Sekker hat aber ganz richtig entgegengehalten, daß mit der Verlegung des Baues höchstwahrscheinlich auch der Name des ersten Klosters auf den neuen Siedlungsplatz übertragen wurde⁵⁾. Uebrigens konnte sich die gleiche Benennung von selbst ergeben, da auch die zweite Klostersiedlung zweifellos auf einer Rodung im Nordwalde, einem „Schlag“, angelegt wurde. Julius Strnad t irrt sich in zweifacher Hinsicht,

wenn er schrieb: „Das zweitemal wurde das Kloster Schlägl in kultivierter Gegend im Witigonengebiet gegründet“⁶⁾. Denn erstens deutet nichts darauf hin, daß diese Gegend um 1218 bereits kultiviert war, und zweitens erfolgte die jüngere Klostergründung nicht auf Witigonengebiet, wie ich noch nachweisen werde.

Ein Problem bildet nur das Dorf Rudolfing zwischen Aigen und Schindlaur mit seinem echten ing-Ortsnamen (1303 Sighart von Rudolfing, U. B. 4, Nr. 479). Der Ortsname würde, wenn er ursprünglich wäre, spätestens in die Karolingerzeit weisen, da, wie allgemein anerkannt wird, diese Namenbildung im 9. Jahrhundert erlosch. Der Fall ist am ehesten so zu erklären, daß der Ortsname von Neusiedlern übertragen wurde. Im benachbarten Bayerischen Wald sind zwei Rudolfing nachweisbar, wie aus Strnadts Beschreibung des Griesbachischen Besitzes zwischen der Ilz und der Ranna hervorgeht: ein südliches zwischen Griesbach und Eck und ein nördliches bei Waldkirchen⁷⁾. Beide Orte sind in einer urbarialen Aufzeichnung aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Index redditum ecclesie Pataviensis, M. B. XXVIII b 169—170, 464—465) genannt. Ueberraschenderweise sind sie im Topographisch-statistischen Handbuch des Königreichs Bayern nebst alphabetischem Ortslexikon (München 1867) nicht enthalten. In Bayern gibt es heute überhaupt kein Rudolfing, dafür drei Rudlfing, die aber alle südlich der Donau liegen. Sie weisen wie Rufling bei Linz, das 819 Ruodolvingon lautet, eine zusammengezogene Namenform auf und bezeugen damit ihr hohes Alter. Durch die Herausgabe der Passauer Urbare von Adam Maidhof ist nun das Rätsel der heute nicht mehr bestehenden zwei Rudolfing des Bayerischen Waldes gelöst. Maidhof konnte feststellen, daß beide Dörfer abgegangen seien. Vom südlichen bewahrt nur der Flurname „Rudolfing“ etwa 1 km nordwestlich des Marktes Unter-Griesbach die Erinnerung⁸⁾. Bemerkenswert ist nun, daß es in der erwähnten Aufzeichnung heißt: „Hec sunt ville, in quibus Chunradus de Valchinstein iudicium tenuit post obitum domini H. de Waessenberch contra justitiam“⁹⁾. Daraus geht hervor, daß der Falkensteiner nach dem Tode Heinrichs von Griesbach-Wachsenberg (gest. 1221) vom Hochstift Passau die Grafschaftsrechte über diese Griesbachischen Besitzungen erhielt. Denn das iudicium war, wie J. Strnadts kurz darauf erklärt (S. 148), ein Grafschaftsrecht. Es ist nun höchstwahrscheinlich, daß die Insassen eines der beiden Dörfer Rudolfing, die gerade seit der Mitte des 13. Jahrhunderts als abgegangen erscheinen, mit ihrem Ortsnamen von den Falkensteinern in ihr Rodungs- und Kolonisationsgebiet an der großen Mühel verpflanzt wurden.

Da sowohl das erste als auch das zweite Kloster der heiligen Maria geweiht waren (1209: monasterium sanctae Mariae sub regula ordinis cisterciensis in loco, qui dicitur Slage; 1218: ad honorem B. Virginis coenobium ordinis nostri . . .), lautete der Klostername in älterer Zeit auch „sand Marein slag“ und „Unser Fraun Slag“ (Frauenslag)¹⁰⁾. Wir werden im Zusammenhang mit Oedenkirchen auf letzteren noch zu sprechen kommen. Der jüngere und

heutige Name Schlägl geht auf die 1262 im Testamente Woks von Rosenberg aufscheinende Form Slegel, die auch im 14. Jahrhundert neben den Formen „ze den Slegeln“ und „ze den Slegen“ auftritt, zurück. Es gab im Alt- und Mittelhochdeutschen zwei l-Ableitungen von slag. Die eine war eine sächliche Verkleinerungsform und bedeutete demnach „kleiner Schlag“, das slagil, durch das i umgelautet zu slegil, in weiterer Ableitung das slagelin, Schlaglein; die andere bildete ein sogenanntes nomen agens, einen Tätigkeitsnamen männlichen Geschlechts, und bezeichnete ein Werkzeug, das zum Schlagen diente: der slegil, nhd. Schlägel und Schlegel. In der Bedeutung „kleiner Waldschlag“ ist das Wort z. B. in den Ortsnamen Schlägelbach bei Lengsfeld (Sachsen-Weimar), urkundlich 786 Slegilbah, und Schleital, Kreis Weißenburg in Mittelfranken, im 12. Jahrhundert als Slegiltal überliefert, als Bestimmungswort enthalten; E. Förstemann bemerkt hierzu: „Wahrscheinlich Verkleinerungswort von Slag“¹¹⁾. In Bayern gibt es zwei Dörfer namens Schlegel, ein Schlegelberg, ein Schlegelhof, eine Einsicht Schlegl, ein Schleglberg und ein Schlegldorf, Ortsnamen, die zweifellos mit slagil, slegil = kleiner Schlag, zusammenhängen. Einen Rodungsort bezeichnet auch Schlagel unterm Roßberg im Bezirk Kaplitz, 1379 Slegleins, um 1400 Slagel¹²⁾. Die Verkleinerung des Klostersnamens Slag zu Slegel läßt darauf schließen, daß die Rodung anfangs nicht sehr groß war. Ueber ihren späteren Ausbau werden wir weiter unten noch hören. Als im 15. Jahrhundert die Gründungssage aufkam, verstand man anscheinend das alte Verkleinerungswort „das slegil“ nicht mehr, dachte an einen Holzschlägel und erfand die Sage, daß der im Walde verirrt Kalhoch sein Haupt zur Nachtruhe auf einen Holzschlägel gebettet habe. Die Aufnahme der zwei gekreuzten Schlägel in das Stiftswappen gehört daher zu den Fällen der irrtümlich redenden Wappen. „Das Mittelalter kennt dieses Wappen nicht; in den Jahren 1343, 1466 zeigt das Klostersiegel Maria mit dem Jesukinde“¹³⁾. Wie G. Vielhaber mitteilt, finden sich die gekreuzten Schlägel zuerst in einem Siegel der Bürger von Aigen, das an einer Urkunde von 1458 hängt.

Neben der klösterlichen Annahme der ersten Gründung auf Maria Anger, die ein völliges Erlöschen der Ueberlieferung beweist, ging aber eine volksmäßige Sage einher, die für Benedikt Pillwein maßgebend war, als er in seinem Buch „Der Mühlkreis“ schrieb: „Das erste Stiftsgebäude stand nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, auf dem Platze, wo die jetzige Maria Anger-Kirche erbaut ist, sondern nach viel wahrscheinlicheren Gründen bei dem damaligen Dorfe Oedenkirchen in der Pfarre Ulrichsberg“¹⁴⁾. Die Sage wurde sowohl von K. J. Gloning als auch von A. Depiny festgehalten¹⁵⁾. Gloning schildert sagegemäß das Verlassen des armseligen Klosters und der unwirtlichen Gegend durch die Klosterinsassen und fährt fort: „Erst nach geraumer Zeit wurde man den Abzug der Brüder gewahr; das Kloster war leer, die Kirchen im Innern öde, weil von den abgezogenen Mönchen alles daraus weggenommen wurde. Kloster und Kirche verfielen mit der Zeit und den Ort nannte man Oedenkirchen. Nach Verlauf vieler Jahre wurde die heutige Ort-

schaft Odenkirchen auf der Stelle des früheren Klosters Maria Slag angelegt“, und er fügt hinzu: „Die im Kloster Schlägl vorhandenen Schriften stellen aber in Abrede, daß Schlägl anfangs auf dem Platze stand, wo das heutige Odenkirchen sich befindet.“ So manche Beispiele bestätigen uns, daß der Volksmund nicht immer unzuverlässig ist. Laurenz Pröll erwähnte wohl in seiner Geschichte Schlägl's diese volksmäßige Ueberlieferung, lehnte sie aber mit dem Einwand ab: „Gegen Odenkirchen spricht der Umstand entscheidend, daß die dortige Gegend nicht den Falkensteinern, sondern den Haichenbachern gehörte“¹⁶⁾. Diesen Einwand, der jahrzehntelang zu Unrecht in Geltung stand, konnte schließlich der verdienstvolle und geschichtlich wohlgeschulte Bibliothekar des Stiftes, Gottfried Vielhaber, mit dem Nachweis entkräften, daß die Falkensteiner auch Haichenbacher waren, die von 1163 bis 1204 ausschließlich unter dem Falkensteinernamen auftreten. Ein triftiger Beweis für die gemeinsame Abstammung beider Linien sei auch die Tatsache, daß die Haichenbacher ebensoviel, ja vielleicht noch mehr, in den ersten Zeiten des Bestandes von Slage dorthin stifteten als die eigentlichen Klostergründer¹⁷⁾. G. Vielhaber folgte hierin J. Strnadt, der bereits 1868 die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß beide Geschlechter nur verschiedene Linien eines Stammes seien: „Die Haichenbacher und Falkensteiner hielt schon Hundius (Stammenbuch I, 309) für verschiedene Linien eines Stammes, ohne jedoch diese Behauptung begründen zu können; ich halte diese Angabe für völlig richtig.“ J. Strnadt weist dann noch auf die gleichen Vornamen in beiden Linien, auf den gemeinsamen Besitz bis zum Böhmerwald und das gemeinsame Auftreten in den Urkunden hin und schließt: „Selbst das Siegel Rugers von Haichenbach vom Jahre 1291 zeigt einen Teil des Falkensteiner Wappens, drei aufrecht stehende Spitzen“¹⁸⁾. Walter Luger konnte dies bestätigen: „Auch das Siegel Rugers von Haichenbach, das ich an einigen Urkunden im Stiftsarchiv Schlägl vorfand, zeigt einen Teil des Wappens der Falkensteiner, nämlich drei aufrecht stehende Spitzen eines Berges“¹⁹⁾. Für die gemeinsame Abstammung beider Linien trat auch Alois Frh. v. Starkenfels ein: „Die Haichenbacher sind unverwandte mit den Falkensteinern und wurden Beide schon von Wiguleus Hund (s. oben Strnadt!) für ein Geschlecht gehalten. Nicht nur, daß die Besitzungen beider im Mühlviertel untereinander vermengt lagen, die Haichenbacher und Falkensteiner stets nebeneinander auftreten, daß bei beiden dieselben Taufnamen üblich waren, daß die ursprüngliche Anlage des Klosters Schlägl (zu Odenkirchen) durch Chalhoch II. von Falkenstein auf Haichenbachischem Boden geschah, so kann auch der Zusammenhang beider Linien in fast zwingender Weise auf Grund dessen nachgewiesen werden, daß am 20. 7. 1204 Wernherus de valchensteine in der Reihe der Passauer Ministerialen eine Urkunde des Bischofs Wolfker bezeugte und nur jener Wernher von Haichenbach sein kann, der schon 1173 mit seinem Bruder Otto auftritt. Ein Wernher von Falkenstein aber kommt in diesem Zeitraume sonst nicht vor und so wäre derselbe als Haichenbacher ein Bruder Chalhochs II. von Falkenstein gewesen. Der Unterschied im

Wappen kann natürlich nicht in Betracht kommen. Die Haichenbacher, welche mit ihrer Burg gleichen Namens im Mühlviertel die Donau dominierten, bekleideten wenigstens zu Anfang des 13. Jahrhunderts das Passauische Marschallamt und stifteten wie die Falkensteiner nach Schlägl^{14 20}).

Das gemeinsame Auftreten beider Linien zeigt sich in folgenden Fällen: In der Urkunde von 1209, in der Bischof Manegold von Passau alle Rechte und Freiheiten des von Kalhoch gestifteten Zisterzienserklosters Slage bestätigt, sind Otto und Chunrad von Haichenpach als Zeugen genannt. Im erneuerten Stiftsbriefe vom Jahre 1218, der die wichtige Stelle „fundavi coenobium in alio loco“ enthält, erscheint Wernherus de Haichenpach als Zeuge. Haidenreich und Rudigerus de haichenbach treten in den Schenkungsurkunden von 1264 und 1269 (Schindlau und Straß betreffend) als Zeugen auf. Für die Verwandtschaft der Falkensteiner und Haichenbacher spricht auch die Tatsache, daß Ruger von Haichenbach im Jahre 1303, als er nach Oesterreich fahren wollte, Kalhoch von Falkenstein und dessen Sohn Heinrich zu Vögten über seine Güter zu Harrau und Wandschamel aufstellte, worauf W. Luger, G. Vielhaber folgend, S. 207 hinweist. In diesem Jahre, in dem Ruger, wohl im Hinblick auf sein vorgeschrittenes Alter, wichtige Entscheidungen traf, verpfändete er am 25. Januar dem Kloster Schlägl, dem er dadurch nochmals Entschädigung für die zugefügten Schäden und Dank dafür leisten wollte, daß man seinen Sohn Zidlin als Klosterbruder aufnahm, seine Einkünfte zu Hodansreut für 28 Pfund Passauer Pfennige. Drei Falkensteiner, Kalhoch, Friedrich und Chunrat übernehmen die Bürgschaft des Vertrages (U. B. 4 S. 429, Nr. 464). Es handelt sich um Kalhoch V., Friedrich und Chunrat III. nach der Stammtafel bei J. Strnadt, Land im Norden der Donau, S. 187.

Alle bisher genannten Argumente werden aber an Beweiskraft von der Urkunde vom 19. Juni 1316 übertroffen, in der Benedikt Chadoltin in Haichenbach und ihre zwei Söhne Ull und Rudel (Ullrich und Ruger II.) die Erklärung abgeben, auf die von ihren Vorfahren dem Gotteshause zu Slag vermachten Güter, besonders zu Harrau, Wandschamel, Klotzing und Lichteneck, keine Ansprüche mehr erheben zu wollen. In dieser für unsere Frage so überaus wichtigen Urkunde (U. B. 5. S. 164, Nr. 169), die nicht lateinisch, sondern mittelhochdeutsch verfaßt ist, werden die Falkensteiner Kalhoch (V.) und Chunrat (III.) ausdrücklich als Oheime der Haichenbacher Ull und Rudel bezeichnet. Es heißt dort, daß „zeidel unser veter uns auf hot geben in unser oheim der valkensteiner Chahols und Chunrats hand sein erbeil“ und weiter unten: „darum hoben unser lieben oheim Chalhoch und Chunrath die valkensteiner zu uns und vor uns gelobt. Daruber gebn wir daz vor gnatem Gotshaus den prief verinsigelt mit unser vreunt insigelt Herrn Chalhochs dez valkensteiners und Chunrat dez valkensteiners“. Mit „vreunt“ sind nach dem Sprachgebrauch der damaligen Zeit die Blutsverwandten gemeint, wie auch heute noch der Bauer seine Verwandten „die Freundschaft“ nennt. In dieser Urkunde ist neben Seibot dem amman von der Chirchen auch ein Purchart von valkenstain als Zeuge ange-

führt, der in der Stammtafel bei Strnadts nicht aufscheint. Auch in der nächsten Urkunde, ebenfalls vom 19. Juni 1316 (U. B. 5., S. 165, Nr. 170), mit der Seidel von Haichenbach erklärt, daß er nicht mehr vom Kloster Schlägl weichen wolle, steht „meine zwen oheim Valkhenstainer Khalhoch und Chunrad“. Eine Verwandtschaft von mütterlicher Seite her scheidet aus, da die Mutter Seidels, die Frau Rugers von Haichenbach, Margret von Tannberg war (Siebmacher, o. ö. Adel, S. 86). Wenn in der ersteren Urkunde Seidel „unser veter“ genannt wird, so geschieht dies natürlich vom Standpunkte der Benedit Chadoltin aus, deren verstorbener Mann Chadolt der Bruder Seidels war. Für Rudel und Ull war Seidel der Oheim. Auch in dieser Urkunde tritt wiederum Burckhardt von Valkenstein als Zeuge auf.

Beide Urkunden beweisen, daß es sich tatsächlich um eine Familie handelt und Starkenfels Recht hat, wenn er im Wappenbuch von Siebmacher in der Stammtafel der Haichenbacher Otto I. und Wernher von Haichenbach als Brüder des Klostergründers Kalhoch II. von Falkenstein gelten läßt. G. Vielhaber erklärt die Verzweigung folgendermaßen: In den Jahren 1163 bis 1204, in denen uns nur Falkensteiner, aber keine Haichenbacher begegnen, finden wir unter ihnen mehrmals (1163, 1177, 1180, 1188) einen Calchocus erwähnt. [G. Vielhaber gebraucht in seiner „Skizze“ vorwiegend diese Namensform, obwohl in der Urkunde von 1218 (Verzichts- und erneuerter Stiftsbrief) Kalchocus steht. Es handelt sich um den altdeutschen Eigennamen Kalhoch, der aus Kadalhoch verkürzt ist.] Im Jahre 1204 begegnet uns wieder der Name der Haichenbacher und nun treten beide Zweige, die Falkensteiner und die Haichenbacher, dauernd mit getrennten Namen nebeneinander auf. Wahrscheinlich nannten sich die Nachkommen des älteren Konrad, der uns 1198 untergekommen ist, nach Haichenbach, die des Calchocus behielten den Namen von Falkenstein. Dies läßt vermuten, daß um diese Zeit die Burg Haichenbach an der Donau erbaut wurde²¹⁾. Die Burg dürfte aber wohl älter sein.

Es ist nur staunenswert, daß allen, die sich mit dieser Verwandtschaftsfrage beschäftigten, die zwei entscheidenden Urkunden von 1316, in denen die gemeinsame Abstammung der Falkensteiner und Haichenbacher bezeugt ist, entgangen sind.

Der Ort der ersten Klostergründung lag, wofür auch W. Luger eintritt (S. 207), auf haichenbachischem Gebiete zwischen den beiden Mühelflüssen, das im Osten vom Krenbach, im Westen vom Finsterbach begrenzt wurde (siehe die Kartenskizze 1). Leider hat es J. Strnadts auf der kartographischen Rekonstruktion des Besitzstandes der weltlichen Grundherrschaften im Ilzgau und im Mühellande zu Beginn des 13. Jahrhunderts (Beilage zum „Land im Norden der Donau“ 1905) nicht zur Darstellung gebracht, sondern nur den Besitz der Herrschaft Falkenstein am linken Mühelufer vom nördlichen Gegenbach bis zum Wurmbranderbach (auf der Vischerschen Karte „Freibach“ genannt) in roter Farbe hervorgehoben. Der Landstrich zwischen dem Kren- und Finsterbach, in dem Haichenbachischer Besitz urkundlich bezeugt ist, erscheint auf der Karte

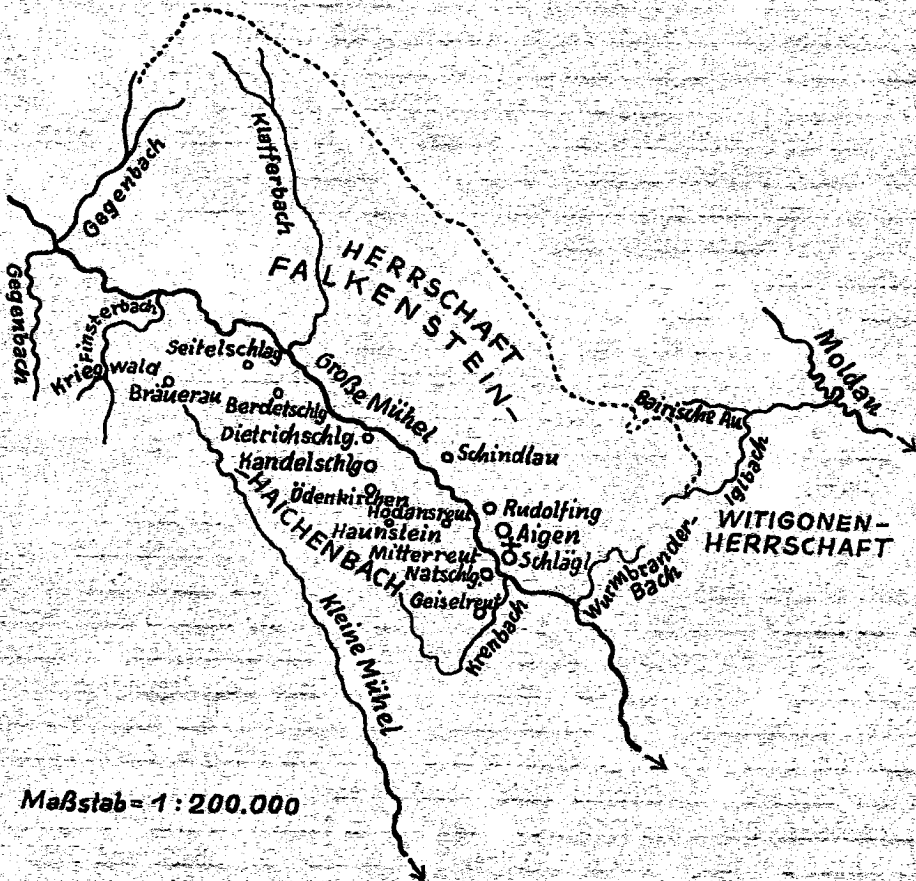
farblos, sodaß er nach Strnadt's Einteilung in die Rubrik „unbestimmbarer, wahrscheinlich passauischer Besitz“ fällt, was den tatsächlichen Besitzverhältnissen am Beginn des 13. Jahrhunderts nicht entspricht. Diese Außerachtlassung des Besitzes der Haichenbacher erwies sich gerade in der Frage der ersten Klostergründung als verhängnisvoll, da sie den Einwand L. Prölls stützte, daß Oedenkirchen ja nicht auf Falkensteiner-Gebiet lag. Dieser Haichenbachische Besitz ging erst im Jahre 1303 durch Kauf an Passau über.

Inmitten dieses Gebietes befand sich ein Haichenbachischer Burgstall, Haunstein genannt, dessen Name in dem Hausteinergut zwischen Oedenkirchen und Zaglau noch erhalten ist. Seine Reste, eine Hangnase, die durch einen Halsgraben vom Hintergelände abgetrennt ist, sind im Walde oberhalb des Gutes noch sichtbar. Dem Burgstall gegenüber liegt auf einer Kuppe das Dorf Oedenkirchen. Wann der Burgstall Haunstein aufgelassen wurde, ist nicht feststellbar. Auf Strnadt's Karte „Das Mühelland um das Jahr 1460“ (Velden 1860) ist er noch als Burg eingezeichnet.

Der Name des Burgstalls, Haunstein, gehört zu den beliebten Burgnamen auf -stein. Er läßt eine zweifache Deutung zu: Der erste Teil kann ahd. hun = hoch sein, ein frühverschollenes Wort, das Hoops in den Germanischen Abhandlungen (Straßburg 1902) nachgewiesen hat. Es scheint auf Berge von bestimmter Form übertragen worden zu sein. Haunstein könnte also „Hochstein“ bedeuten. In Hessen gibt es einen Fluß Haune, alt Hunaha, und einen Gegendnamen „an der Haun“, urkundlich Hunaberg²²). Haunstein könnte aber auch zu den Rodungsnamen auf -hau, mhd. hou, gehören, ein Wort, das Hieb, Schlag bedeutet, also einen geschlagenen Waldteil bezeichnete. Eine Ortschaft Haunstein gibt es auch im niederbayerischen Bezirksamt Grafenau. Dieser Ort liegt nördlich der Donau im alten Schweinachgau, in einer ausgesprochenen Rodungslandschaft; in seiner Umgebung liegen die Orte Hülgenreit, Knierait und Schlag. Auch in der Nachbarschaft unseres Haunstein häufen sich die Ortsnamen auf -reut und -schlag, wie wir noch hören werden.

In seiner „Skizze der älteren Geschichte des oberen Mühlviertels“ hat G. Vielhaber mit Recht darauf hingewiesen, daß der Beweggrund zur endgültigen und dauernden Besiedlung des oberen Mühlviertels wirtschaftlicher Natur gewesen sei: „Das Ertragnis von Grund und Boden hatte sich auf dem Gebiete der zum zweitenmale kolonisierten Ostmark ungemein gesteigert. Man hat berechnet, daß sich vom 9. bis zum 13. Jahrhundert der Bodenertrag um das Siebzehnfache gesteigert hat, die Abgaben an die Grundherren aber, die in natura, nicht in Geld, geleistet wurden, waren dieselben geblieben. Es war also eine höchst günstige Zeit für die Bauern, während sich die Lage der Großgrundbesitzer immer mehr verschlechterte.... Sie mußten daher trachten, neuen, ertragfähigen Boden zu erhalten, auf dem sie die Bedingungen, unter denen sie ihn an die Bauern weitergaben, selbst bestimmen konnten. An Arbeitskräften fehlte es nicht, da mit der Verbesserung der Lebenslage der unteren Schichten des Volkes sich auch ihre Zahl stets vermehrt hatte. Es lag daher nichts näher,

als daß man an die Erschließung des großen Waldgebietes im Norden der Donau ging Das also ist der innere Grund, weshalb es an der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts zur endgültigen Besiedlung des oberen Mühlviertels kommen mußte. Diese Kolonisation ist nun das Verdienst einer Reihe hochfreier Geschlechter, die ich jetzt im einzelnen nach der Folge des Auftretens auf Mühlviertler Boden anführen will²³⁾. Zu diesen Geschlechtern gehören nun auch



Kartenskizze 1: Die falkenstein-haichenbachische Herrschaft Haunstein zwischen den beiden Mühlflüssen

die Falkenstein-Haichenbacher, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts in unserem Gebiet auftreten. Von ihren Sitzen im Donautal stießen sie in den Nordwald vor. Dazu war, wie G. Vielhaber bemerkt, nicht mehr notwendig als die leicht zu erreichende Genehmigung des Königs, dem ja gleichfalls viel an einer Urbarmachung des Nordwaldes gelegen sein mußte. Die Besitzungen der beiden Geschlechter erstreckten sich von ihren Burgen Falkenstein, Rannariedl und Haichenbach a. d. Donau in einem jener laßförmigen Streifen bis an den Kamm des Böhmerwaldes, die K. Schiffmann einmal gekennzeichnet hat²⁴⁾.

Das Tal der kleinen Mühel scheint im 12. Jahrhundert schon besiedelt gewesen zu sein. Peilstein ist nach K. Haßleder schon um 1150 urkundlich erwähnt²⁵⁾, Fischbach und Sarleinsbach um 1170. Dabei ist zu bedenken, daß die urkundlichen Nennungen eines Ortes erfahrungsgemäß der tatsächlichen Gründung in weitem Abstände nachzuhinken pflegen, diese Jahreszahlen also durchaus nicht maßgebend sind. Die fraglos aus wirtschaftlichen Erwägungen erfolgte Gründung des ersten Klosters Slage, dessen Name schon auf Rodungstätigkeit hinweist, bedeutete den nächsten Vorstoß auf die Höhen nördlich der kleinen Mühel. Es handelt sich um jenen Ausläufer des Passauer Waldes, der mit südöstlicher Streichung zwischen den Tälern der großen und kleinen Mühel liegt und im „Hochbühel“ (auf der Souvent-Karte Hochbuchet, so auch im Volksmunde) mit 876 m seine größte Höhe erreicht. Um die Urbarmachung dieses Höhenrückens zu fördern, unternahm Kalhoch von Falkenstein, wohl mit Zustimmung seiner Schwertmagen, der Haichenbacher, die Gründung eines Klosters. Treffend sagt G. Vielhaber: „Daß es dem Chalchocus vornehmlich um die wirtschaftliche Erschließung des Waldgebietes im Norden, um Rodungs- und Kulturarbeit zu tun war, beweist die Wahl der Orden, die er für seine Gründungen ausersah. Denn die Zisterzienser wie die Prämonstratenser waren im 13. Jahrhundert die Träger der Kolonisation und niemand hat sich um die Urbarmachung deutschen Bodens in dieser Zeit größere Verdienste erworben, als sie.“²⁶⁾

Die Rodungstätigkeit ging naturgemäß in Abschnitten vor sich. Der Waldkamm zwischen dem Kren- und Finsterbach erweist sich durch seine Ortsnamen als ein ausgesprochenes Rodungsgebiet (siehe die Kartenskizze). Zunächst mußte dieses in Kultur gezogen werden, ehe der nächste (und letzte) Vorstoß über die große Mühel unternommen werden konnte, an die damals sicher noch der Nordwald heranreichte. Schon diese Ueberlegung macht es höchstwahrscheinlich, daß die Gründung des ersten Klosters nicht auf dem Boden des heutigen Schlägl, sondern in Oedenkirchen erfolgte, das annähernd in der Mitte dieses ehemals Haichenbachischen Besitzstreifens liegt. „Den Falkensteiner Besitz am linken Ufer der großen Mühl vom Wurmbrenderbach bis hinauf zum Bayerischen (richtiger Böhmisches) Gegenbach und Plöckenstein, der anfangs des 13. Jahrhunderts noch eine ungeheure Waldmasse war, kultivierte Schlägl im 13., und besonders im 14. Jahrhundert. Der letzte Ausläufer der Besiedlung des oberen Mühlviertels ist die Rodung der Pfarrgebiete von Aigen und Ulrichsberg durch dieses Stift, westlich vom Klafferbach aber, im Pfarrbezirk von Schwarzenberg, begann es erst mit dem 18. Jahrhundert die intensivere Kolonisation.“²⁷⁾ Ob dieses Haichenbachische Territorium zur Zeit der Klostergründung schon Siedlungen besaß, läßt sich nicht sagen; zumindest sind solche urkundlich nicht nachweisbar. Andererseits ist es schwer vorstellbar, daß die Klostergründung in völliger Einöde erfolgt sein könnte. Die von L. Pröll als bereits vorhanden angenommenen Siedlungen Schintau, Wiedersöd und Weigetsberg sind aber erst 1262, 1294 und 1307 genannt und

liegen überdies nicht auf dem Haichenbachischen Gebiet. Als ziemlich sicher ist anzunehmen, daß der Burgstall Haunstein bereits bestand, der allerdings mehr als ein Rechtssymbol denn als ein Bollwerk aufzufassen ist. Die Errichtung dieser Burgställe, die aus einfachen Erdwerken mit Blockbauten bestanden, ist gerade für das 12. Jahrhundert charakteristisch.

Wir dürfen vermuten, daß Kalhoch das Zisterzienserkloster in der Nachbarschaft des Burgstalls gründete. G. Vielhaber äußerte sich in diesem Sinne wie folgt: „Wenn wir nun bedenken, daß der weitaus größte Teil des Besitzes der ministerialen Haichenbach-Falkensteiner am rechten Mühlflur gelegen war; wenn wir dann erfahren, daß es in der Lehenskaufurkunde (des Ruger von Haichenbach) vom 30. Juni 1303 heißt: dar zu han ich im dacz der chirichen vor haunstein geben achzehen hofstet; wenn wir endlich beachten, daß am Mühlflur von Rohrbach aufwärts sich erst viel später eine Kirche (abgesehen von der des Prämonstratenserklosters) nachweisen läßt, so ist es wohl sehr wahrscheinlich, daß die erste Gründung des Falkensteiners im jetzigen Oedenkirchen lag. Es ist an und für sich schon naheliegend, daß sich die Klostergründer ihre Stiftung in der Nähe ihres Burgstalls, des Haunsteins, werden errichtet haben. Zudem hat sich bis heute in Oedenkirchen für ein nicht unbedeutendes, jetzt unter mehrere Besitzer aufgeteiltes Gebiet der Flurname ‚Frauensschlag‘, den dort jedes Kind kennt, erhalten.“²⁸⁾ Dies schrieb G. Vielhaber 1908. Schon 1902 hatte sich L. Pröll, wohl von G. Vielhaber, der immer dafür eintrat, überzeugt, zu dieser Annahme bekannt, als er in seinem „Obermühlviertler Bauernhaus“ die Flurnamen der Dörfer um Schlägl aufzählte und bei Oedenkirchen hinzufügte: „Drei Aecker und zwei Wiesen heißen Frauns-schlagäcker und Frauns-schlagwiesen. Auch zum Hausteiner Gute gehört eine sumpfige Frauns-schlagwiese beim Frauns-schlaggebärg am Tiefholze, was ich deshalb besonders hervorhebe, da dieser Name die alte Sage zu bestätigen scheint, daß das Zisterzienserkloster Frauns-schlag bei Oedenkirchen gestanden habe und das Hausteiner Gut der Klostermeierhof gewesen sei.“²⁹⁾ Unter den Flurnamen von Oedenkirchen, die L. Pröll kurz vorher aufzählt, scheinen überdies auch „Kirchland-Aecker“ auf; Pröll übersah, auch dies hervorzuheben. Das Hausteiner-Gut mit seinem großen Grundbesitz von 71 Joch ist in dieser Berggegend geradezu auffallend. Es scheint wirklich ein alter Meierhof zu sein, der zum Haichenbachischen Burgstall gehörte. „Wie die späteren Mauerburgen waren die Hausberge (= Burgställe) fast immer mit einem Wirtschafts- oder Meierhof verbunden, der sich teils unmittelbar an das Werk anschloß, teils getrennt davon lag. Solche Höfe sind uns zahlreich bezeugt und manche davon bestehen heute noch.“³⁰⁾ Der ursprüngliche Wirtschaftshof der Haichenbacher dürfte tatsächlich der Meierhof des Zisterzienserklosters Frauns-schlag gewesen sein. G. Vielhaber machte mich einmal auf alte Teichanlagen oberhalb des Hausteiner-Gutes aufmerksam, die ich auch auffinden konnte. Die Frauns-schlag- und Kirchlandflurnamen sind aber nicht nur auf Oedenkirchen beschränkt, sondern sind auch in den benachbarten Ortschaften vorhanden.

So gibt es auch in Zaglau Fraunschlagwiesen und ein Pfaffenholz und in Kandelschlag Kirchluß- und Kirchland-Aecker und eine Kirchlußflur³¹⁾. Südlich von Oedenkirchen liegt Kirchbach, 1385 als „das Dorff ze Chirichpach“ (M. B. 30², S. 371) erwähnt. Der Ortsname steht sichtlich in Beziehung zu einer Kirche, vermutlich zur alten „Chirichen“. Daß Flur- und Ortsnamen in siedlungsgeschichtlicher Beziehung oft wegweisend sind, ist eine bekannte Tatsache. Die Häufung von Flurnamen, die mit „Frauensschlag“ und „Kirch“ zusammengesetzt sind, in der Umgebung von Oedenkirchen darf als gewichtiger Beweis gewertet werden, daß das erste Kloster tatsächlich in jener Gegend stand. Auffallend ist ja schon der Ortsname Oedenkirchen selbst. Das Dorf ist eine rein bäuerliche Siedlung ohne Kirche. 1303 sind hier, wie wir oben gehört haben, 18 Hofstätten genannt. Heute zählt das Dorf 21 Häuser. Sein Umfang hat sich also seit dem Mittelalter wenig geändert. Der Name des Ortes weist eindeutig auf eine Kirche hin. Er steht wie alle auf -kirchen ausgehenden Ortsnamen im dritten Fall der Einzahl, auch in seinem Bestimmungswort öden-, ist daher von einem Vorwort (bei oder zu) abhängig und besagt somit „bei der öden Kirche(n)“. Schon J. A. Schmeller hat festgestellt, daß der Beisatz Eden-, Oeden- in Ortsnamen nichts anderes als das im dritten Fall stehende Eigenschaftswort öde sei³²⁾. Die Ortsnamen, die dieses Eigenschaftswort im ersten Teil enthalten, sind zahlreich. Ich gebe im Folgenden eine kleine Auswahl aus verschiedenen Ortsverzeichnissen: Oedenberg, Edenbulach, Oedenburg, Oedenfeld, Oedengesäß, Oedengraben, Oedengraz, Oedenhaid, Oedenhof, Edenholzhausen, Oedenhub, Oedenreuth, Oedenschloß, Edenstraß, Oedenthal, Oedenwaldstetten. Das Eigenschaftswort ahd.odi bedeutet: einsam, leer, unbewohnt, verlassen, wüst. Die mit ihm gebildeten Ortsbezeichnungen können nun einen zweifachen Sinn haben. Die meisten von ihnen bezeichnen Siedlungen oder Einzelhöfe, die wohl bestehen, aber in abgelegener, einsamer Gegend liegen, wie etwa Oedenhof, Oedenhub, Oedenwaldstetten. Manche scheinen aber, zumindest ursprünglich, abgegangene, verfallene Wohnstätten bezeichnet zu haben, wie z. B. Oedenburg oder Oedenschloß. Oedenburg, die bekannte Stadt in Westungarn, im 9. Jahrhundert als Odinburch überliefert, wird in einer Urkunde aus dem Jahre 1065 geradezu als „deserta civitas“ bezeichnet³³⁾. Der gleiche Ortsname ist auch in Oberösterreich bezeugt: Im 16. Jahrhundert ist ein „Guetl zu Oednburg“ in der Gemeinde Ried i. d. Riedmark genannt³⁴⁾. Unser Oedenkirchen kann nun auch in zweifachem Sinne gedeutet werden. Es konnte sich um eine Kirche handeln, die in der Oede stand, aber auch um eine öde, verlassene Kirche. Daß hier nur die zweite Möglichkeit in Betracht kommt, geht aus folgender Ueberlegung hervor. Die ältesten Belege für den Ort lauten gar nicht Oedenkirchen, sondern „Chirichen“: 1303 dacz der chirichen vor Haunstein achzehen hofstet; 1312 in Zagelaw, nec non in Chirichen; 1316 Seibot der amman von der chirichen³⁵⁾. Erst in den Jahren 1322 und 1344 tritt die zusammengesetzte Namenform Oedenkirchen auf³⁶⁾. Ignaz Nößlböck behauptet, daß Oedenkirchen schon 1198 genannt sei und

beruft sich auf J. Strnad, Velden, S. 173.³⁷⁾ Aber dort ist Oedenkirchen (Chirichen) nur im Zusammenhang mit der Haichenbacher Urkunde von 1303 genannt. Es handelt sich also um einen Irrtum Nößlböcks, der einem Historiker nicht unterlaufen sollte. Da erstmalig 1303 der Ort „(bei der) Chirichen“ heißt und zugleich 18 Hofstätten genannt werden, kann also nicht die Rede davon sein, daß der Platz öde gewesen sei. Vielmehr muß die Kirche öde geworden sein. Für diese Deutung trat auch unser Mühlviertler Heimatforscher Johann Sigl ein, als er in seinem Aufsatz „Die Ed-Orte“ schrieb: „Oedenkirchen = (bei der) verfallenen, abgebrochenen Kirche.“³⁸⁾ Im gleichen Sinne äußerte sich auch K. Schiffmann: „Edenkirchen, Dorf. Oede, aufgelassene Kirche. Man vermutet hier die erste, von Zisterziensern errichtete, dann aufgegebene Klosteranlage, auf die dann weiter südöstlich die Gründung des Prämonstratenserstiftes Schlägl folgte.“³⁹⁾ Bei dem Hinweis auf den Beleg „Chirichen“ vom Jahre 1303 folgert auch W. Luger ganz richtig: „Es muß also dort damals eine Kirche gestanden sein, die vielleicht auf das erste Kloster zurückzuführen ist, da sich am Mühlufer von Rohrbach aufwärts mit Ausnahme von Schlägl eine Kirche erst viel später nachweisen läßt (was schon G. Vielhaber 1908 in seiner „Skizze“ betont hat). In keiner Urkunde habe ich irgend eine Bemerkung über einen späteren Bau einer Kirche in Oedenkirchen gefunden . . . also haben wir es mit einer öden, vielleicht verlassenen Kirche zu tun . . . Diese Lage würde auch mit dem Wortlaut ‚in alio loco‘ und mit der Behauptung, daß das erste Kloster an einem ungünstigeren Orte gestanden habe, übereinstimmen.“⁴⁰⁾ Diese Schlußfolgerung, die von G. Vielhaber schon vor 43 Jahren gezogen wurde, hat größte Wahrscheinlichkeit für sich. Schon der Namenswandel von „Kirchen“ zu „Oedenkirchen“ ist höchst beachtenswert. Er vollzog sich nach 1316 und läßt vermuten, daß die Kirche der Zisterzienser um diese Zeit völlig verödet, ja vielleicht überhaupt nicht mehr vorhanden war. Zu bedenken ist allerdings, daß sie ja schon nach dem Abzuge der Zisterzienser, also um 1212, öde wurde, zumal die Langheimer Brüder alles, was sie vor 7½ Jahren an wertvollen Sachen mitgebracht hatten, wie Bücher, Kelche und Ornate, wieder mitgenommen hatten (secum assumptis libris, calicibus et ornatu), wie es in der Verzichtsurkunde von 1218 ausdrücklich heißt. F. I. Proschko meint, daß Kalhoch zuerst eine Kirche und dann die nötige Wohnung für die Geistlichen erbauen ließ⁴¹⁾; das ist allerdings nur eine Annahme, die er quellenmäßig nicht belegen konnte. Aber das Hauptgebäude der Klosteranlage wird gewiß die Kirche gewesen sein, wenn auch sie nach allgemeiner Vermutung nur aus Holz errichtet war. Man muß sich die Frage vorlegen, was mit dem Kloster nach der Abwanderung der Zisterzienser geschah. Wie die Sage wissen will, verfielen und verödeten Kirche und Kloster und an ihrer Stelle wurde später die Ortschaft Oedenkirchen angelegt⁴²⁾. Es ist auch höchstwahrscheinlich, daß die Klostergründer die nun einmal vorhandene Siedlung Frauenschlag schon aus wirtschaftlichen Gründen mit Herrschaftsuntertanen besiedelt und die Klosteranlage in ein bäuerliches Gemeinwesen

umgewandelt haben werden, in dem 1303 achtzehn Hofstätten bezeugt sind. Zu deren Errichtung wird man zuerst das Baumaterial von den Wohnungen der Mönche verwendet haben, während man die geweihte Kirche aus Pietätsgründen stehen ließ. Diese bildete nun das Wahrzeichen des Dorfes und verdrängte als solches den alten Namen „Schlag“ oder „Frauensschlag“. Daß ein alter Ortsname durch ein besonderes Wahrzeichen verdrängt werden kann, werden wir später bei der Behandlung von Hodansreut, dem heutigen Kerschbaum, noch hören.

Außer Dörfern und Höfen verödeten im Mittelalter manchmal auch Kirchen. Daher ist unser Ortsname keineswegs einmalig. Wie die Nachschau zeigte, gibt es auch in Niederösterreich zwei Orte dieses Namens: Oedenkirchen bei Enzersdorf im Thale, BH. Mistelbach (nördlich der Donau) und Oedenkirchen bei Kirchberg am Wechsel, BH. Neunkirchen (südlich der Donau). Der erstere Ort liegt nun gerade in einem Gebiet, in dem „Reste längst verschwundener Ortschaften auf eine frühzeitig entwickelte und durch irgendein Ereignis, das noch nicht erkundet ist, gewaltsam zerstörte Kultur zurückweisen“⁴³). Nordöstlich vom letzteren aber liegt bezeichnenderweise ein Neunkirchen, das natürlich auf älteres „Neuenkirchen“ zurückgeht und damit im Gegensatz zur „öden Kirchen“ steht. Oedenkirchen „mit Burggrafschaft im Kurfürstentum Cölln“ gab es auch im Rheinland⁴⁴). Der Ort ist in Müllers Großem Deutschen Ortsbuch von 1938 nicht enthalten, scheint also auch abgegangen zu sein oder seinen Namen gewechselt zu haben. Was zur Bildung dieser drei Ortsnamen im besonderen Anlaß gab, und ob sie als Parallelen zu unserem Oedenkirchen dienen können, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls ist der Sinn unseres Mühlviertler Ortsnamens mit Rücksicht auf den Wechsel von „Chirichen“ zu „Oedenkirchen“ und im Zusammenhang mit den Frauenschlag-Flurnamen völlig eindeutig. Es kann sich nur um die Kirche des Zisterzienser-Klosterleins gehandelt haben, das nur 7½ Jahre besiedelt war (annis septem cum dimidio) und sich als nicht lebensfähig erwies. Kalhochs erster Gründungsversuch mißlang infolge der Rauheit der Gegend und der Kargheit der wirtschaftlichen Ausstattung. Mit Recht spricht E. Hager von der „lebensgefährlichen Armseligkeit“ der ersten Stiftung⁴⁵). Oedenkirchen liegt auf dem Höhenrücken zwischen den beiden Mühelflüssen, der durchschnittlich Koten von 600 — 700 m aufweist; seine höchste Erhebung bildet der Hochbühel (im Volksmund auch Mitterreiterberg genannt) mit 876 m. Oedenkirchen selbst liegt 710 m hoch. Hätte die erste Gründung Bestand gehabt, so stünde heute im oberen Mühlviertel ein Bergkloster wie z. B. in Göttweig in Niederösterreich. Der Höhenrücken zeichnet sich heute noch durch große Niederschlagsmengen aus und es mag sein, daß es damals eine Periode strenger Winter in diesem Gebiet gab. Kurz und gut, die Klagen der Langheimer, daß ihr Abt und ein Bruder dem Hunger und der Kälte erlegen seien, daß sie unter großem Mangel ausharrten (magnis defectibus permanerent), von Hunger und Kleidermangel dauernd bedrückt waren (quadam vice penuria et defectu vestitum continue aggravati),

werfen ein grelles Licht auf die schlechten Lebensbedingungen dieser mittelalterlichen Nordwaldsiedlung. Das Klösterlein wird als *coenobium exile*, der Ort als *locus desolatus* in der bekannten Verzichtsurkunde bezeichnet. Treffend schildert L. Pröll die Verhältnisse: „Allein die Langheimer Mönche hatten in Slage einen schweren Stand. Wenn sich auch in den Waldlichtungen schon einzelne menschliche Niederlassungen vorfanden, wie Schintau, Wiedersöd, Weigetsberg usw. (aber auch das ist fraglich, wie wir bereits gehört haben), waren es doch nur armselige Hütten, von Holzhauern bewohnt, die sich auf den um ihre Wohnungen herum dem Walde abgerungenen Feldern das Notwendigste erbauten. Diese kleine Ansiedlung, eine gute Tagreise von allen Verkehrslinien entfernt, konnten sie nicht halten“⁴⁶⁾.

Daß aber auch das 1218 gegründete Prämonstratenserklöster in der ersten Zeit seines Bestandes unter kümmerlichen Verhältnissen lebte, beweist die Urkunde vom Jahre 1327, in der die Herzoge Heinrich und Otto von Bayern dem Stifte Mautfreiheit für Salz verliehen und in der es heißt: „Wan wir nu gewesen ze den Slegen, daz unser frawen stift ist, gelegen an dem wald, und haben da an gesehen deu grozze armut und notichait, die der Probst und die Brüder leidend und auch tragent“⁴⁷⁾. Jedenfalls ist es menschlich begreiflich, daß die Langheimer, verwöhnt durch die besseren Lebensverhältnisse im altbesiedelten und kultivierten Franken, die Nordwaldgegend wieder verließen und zur Rückkehr nicht mehr zu bewegen waren. Wenn auch bedauerlicherweise die erste Stiftungsurkunde aus der Zeit um 1204 weder in Langheim noch in Schlägl vorhanden ist, so geben uns doch die Langheimer Verzichtsurkunde vom 20. Juni 1218 und der erneuerte Stiftsbrief Kalhochs vom 9. Juli 1218 wichtige Aufschlüsse über die damaligen Verhältnisse und Vorgänge. Es läßt sich aus ihnen so Manches herauslesen. Wenn es z. B. in der ersteren Urkunde heißt: „*locum relinquentes desolatum nocturno tempore*“ (sie verließen den trostlosen Ort zu nächtlicher Zeit) und in der letzteren Urkunde „*locum solitarium relinquentes noctis in silentio*“ (in der Stille der Nacht), so muß man sich fragen: Hätten die Brüder das nötig gehabt, wenn sie in völliger Einöde gehaust hätten? Wären sie allein in der dortigen Gegend gewesen, hätten sie auch bei Tag abziehen können. Warum verließen sie also das Kloster heimlich in der Stille der Nacht? Es war doch wohl eine wenn auch vielleicht spärliche Bevölkerung da, außerdem auch die Besatzung des Burgstalles Haunstein, die den Abzug der Mönche wohl verhindert hätte, wäre er bei Tag vor sich gegangen. Das erste Reiseziel der Langheimer war sicherlich die Bischofsstadt Passau, der sie auf dem sogenannten „Schefweg“ zustrebten, den L. Pröll im Obermühlviertler Bauernhaus beschreibt⁴⁸⁾. Wir werden am Schluß unserer Abhandlung auf ihn noch zurückkommen.

Mit der Ödenkirchenfrage haben sich J. Strnad und E. Hager nicht befaßt. Strnad schreibt nur: „Aus dieser Schilderung des Mißlingens der ersten Gründung (im zweiten Stiftsbriefe) geht zweifellos hervor, daß die erste Stiftung nicht, wie die sogenannte Tradition aus späterer Zeit haben will, an

der Stelle der Kirche Maria Anger in der schon längere Zeit kultivierten Ebene an der Großen Mühl stattfand, sondern in einer abseits gelegenen Neurodung im Walde. Erst die zweite Stiftung erfolgte an dem wohnlicheren Orte, auf dem sich noch das Kloster befindet“⁴⁹). Wie wir auch hier wieder sehen, ging Strnadt stets von der falschen Voraussetzung aus, daß die Gegend von Schlägl am Beginn des 13. Jahrhunderts schon kultiviert war. E. Hager, dem es vor allem um die Paternitätsfrage (Osterhofen oder Mühlhausen) ging, untersuchte die Frage der ersten Gründung nicht eingehender, sondern schrieb nur: „Kalhoch verlegte die verlassene Gründung nach langer Pause an einen anderen Ort und übergab sie 1218 den Prämonstratensern“⁵⁰). Wenn wir also sehen, daß erst das zweite Kloster auf das linke Mühelufer verlegt wurde, und aus den späteren Neurodungen um Schlägl schließen können, daß der Böhmerwald um 1200 noch bis an die große Mühl herabreichte, so ergibt sich von selbst, daß die erste Klostergründung auf dem Falkenstein-Haichenbachischen Gebiet, das in den Urkunden immer wieder hervortritt, am rechten Mühelufer erfolgt sein mußte. G. Vielhaber folgert daher ganz richtig: „In den hauptsächlich im Norden der Abtei am rechten Ufer der Großen Mühl gelegenen Haichenbacher Lehen, die am 30. Juni 1303 von Passau zurückgekauft wurden, steckt gewiß viel ursprünglicher Eigenbesitz der Haichenbach-Falkensteiner. Vielleicht können wir den ursprünglichen Eigenbesitz der Falkensteiner finden in dem großen Walde zwischen Schwalsöd und dem Finsterbach, dessen Mitbenutzungsrecht Ruger von Haichenbach 1274 dem Propste Diepold von Schlägl und seinem Kloster einräumte“⁵¹). Damit erwiesen sich die Haichenbacher abermals als Gönner des Klosters. Schon 1253 hatten Mechtild, Chunrats von Haichenbach Witwe, und ihr Sohn Rudiger (Ruger) dem Kloster ihren Hof zu Wandschamel übergeben und bestätigten eine von Wernher, Rudigers Bruder, dem Stifte gemachte Schenkung von zwei Höfen in Harrau. Die Einräumung des Mitbenutzungsrechtes an dem großen Waldbestand zwischen dem Kren- und Finsterbach durch Ruger geschah vielleicht im Hinblick darauf, daß die erste Gründung mit Zustimmung und Hilfe seines Vaters Chunrat auf Haichenbachischem Besitz erfolgte und wohl auch mit der Absicht, das Kloster zur Kultivierung dieses Landstriches heranzuziehen, zu der anscheinend die Haichenbachischen Kräfte nicht ausreichten. Obwohl sich auf diesem Höhenrücken schon Siedlungen befanden, wird er in den Urkunden noch als „Wald“ bezeichnet.

So heißt es in der schon erwähnten Urkunde Rugers von 1303 über den Güterverkauf an Bischof Wernhart von Passau: „Ich han im des ersten geben in Urbor Haunstein daz purchstal und den Wald von dem purchstal uncz in den vinsterpach und diu vischwaid, zweier Meilen lang und eine meil prait.“ Wenn es dann aber anschließend heißt: „dar zu han ich im daz der chirichen vor Haunstein geben 18 hofstet“, so geht daraus hervor, daß der Wald nicht gleich vor dem Burgstall begann, sondern erst hinter Oedenkirchen. Haunstein und Chirichen erweisen sich sonach als ältere Siedlungen; zwischen Oedenkirchen und dem Finsterbach treten in den Urkunden des 14. Jahrhunderts keine

Siedlungsnamen auf, woraus wir schließen können, daß hier tatsächlich noch der Wald vorherrschte. Hier liegen die typischen Waldhufendörfer Kandel-schlag, Dietrichschlag, Berdetschlag und Seitelschlag, die erst im 15. und 16. Jahrhundert urkundlich aufscheinen und mit ihren Namen auf -schlag beweisen, daß sie auf Waldschlägen angelegt wurden. Der Name des kleinen Dorfes Mühelwald nördlich von Oedenkirchen deutet darauf hin, daß sich der Wald bis zur Großen Mühel hinabzog. Von Mühelwald ist kein urkundlicher Beleg vorhanden, was auf eine sehr späte Gründung schließen läßt. Auch die Namen der benachbarten Dörfer Fuchslug und Tiergrub deuten auf ehemaligen Waldbestand hin. Fuchslug, im Volksmunde Fuksl, enthält als Grundwort ahd. luog, das „Lauerplatz“ bedeutet; siehe J. A. Schmeller: „der und das Lueg, ahd. luog, mhd. luoc = Lauerplatz, z. B. Fuchslueg“⁵²). Der Name kommt auch anderwärts vor. So gibt es im unteren Mühlviertel drei Hausnamen Fuchsluger (Ortschaft Hennberg, Ober-St. Thomas und Hofstätten), von denen zwei in waldiger Gegend liegen⁵³). Auch im Bayerischen Bezirksamt Rosenheim liegt ein Weiler Fuchslueg⁵⁴). Zweifellos bezeichnete der Name ursprünglich einen Platz abseits des von Menschen bewirtschafteten Landes; der oder das Fuchslueg gehört dem Walde zu, ja es kann den Wald schlechthin bezeichnen. Desgleichen weist der zweite Ortsname Tiergrub auf einstiges Waldgebiet hin. Nach E. Förstemann, E. Schwarz und K. Schiffmann verstanden die Jäger unter Tier, ahd. tior, das Rotwild, also Hirsche und Rehe⁵⁵). Nicht nur Tiergarten im Sinne von Wildgarten gehört hierher, sondern auch die Ortsnamen Tierberg und Tierhag, urkundlich Teorhage. Unser Tiergrub (Unter- und Ober-) lautet 1385 „in der obern und niedern Tiergruoben“⁵⁶). Der Name gehört zu den zahlreichen mit ahd. gruoba, Grube, zusammengesetzten Ortsbezeichnungen, wie z. B. Autengrub südlich Rohrbach. L. Pröll deutete den Namen durchaus fehl, wenn er schrieb: „Wahrscheinlich steckt in dem Dorfnamen Thiergrub ein einfaches Dürrgereut, im Volksmunde Dürr-gara“⁵⁷). Der urkundliche Beleg in seiner weiblichen Form spricht aber dagegen. Gereut als Grundwort kommt nicht in Frage, da es doch sächlich gebraucht wird.

Im Gegensatz zur westlichen Hälfte dieses Haichenbachischen Besitzstreifens erscheint die östliche zwischen dem Krenbach und Oedenkirchen schon beträchtlich früher besiedelt. In der schon mehrmals herangezogenen Urkunde Rugers vom Jahre 1303, die eine Hauptfundgrube für die älteste Schreibung der Ortsnamen in der näheren und weiteren Umgebung von Schlägl bildet, sind die Dörfer Natschlag (21 Hofstätten), Geiselreut (7 Lehen), Berlesreit (3 Lehen), Neudorf (26 Hofstätten), Mitterreut (11 Hofstätten), und Zaglau bereits genannt. Dazu kommt noch Schwalsöd, das schon 1274 als Swobsode erwähnt ist. Hierher gehört auch das in der oben angeführten Haichenbacher Urkunde vom 25. Jänner 1303 genannte Hodansreut. Obwohl in der Grenzbeschreibung die Mühel, der Haibach und der Zagelbach genannt sind, setzte L. Pröll diesen Ortsnamen mit Oetzerreut (Etzerreit), Gem. Frindorf, GB. Rohrbach, gleich⁵⁸), womit er B. Pillwein und J. Strnadl folgte⁵⁹). 45 Jahre

später hat J. Strnadts diesen Irrtum berichtigt, indem er schrieb: „Diese Auslegung (Hodansreut = Oetzerreut) hatte zuerst Pillwein, nach ihm der Verfasser und schließlich Pröll gegeben; allein der Haibach und der Zagelbach, zwischen welchen zwei Bächen Hodansreut gelegen war, befinden sich nicht bei Oetzerreut. Ersterer entspringt vielmehr unterhalb des Breitensteins, fließt östlich am Brandl- und Haibergergute vorbei und fällt gegenüber der Berndlmühle in die Große Mühel; letzterer hat seine Quelle am Hochbuchet, rinnt in nordöstlich gerichtetem Laufe in der Tiefe unter dem Dorfe Zaglau vorbei und mündet bei der Brücke, welche der Verbindungsweg von der Straße Schindlau — Rudolfing nach Zaglau überschreitet, gleichfalls in die Große Mühel. Zwischen diesen beiden Bächen erhebt sich das Dorf Kerschbaum, in welchem Hodansreut zu erblicken ist; mit dieser Annahme stimmt auch die Tatsache, daß noch bis zum Jahre 1303 der ganze Längenstrich vom Krenbach bis an den Finsterbach in der Innehabung der Haichenbacher gewesen ist“⁶⁰). Hodansreut ist nur einmal, eben in dieser Urkunde, genannt. Später ist dafür der Name Kerschbaum aufgekommen. In dem Grenzvertrag zwischen Passau und Schlägl vom 11. Juli 1385 ist dort eine Cherspawmaw (Kerschbaumau) genannt. Daß man einen Ort nach einem damals noch seltenen Obstbaum benennen konnte, beweist der Dorfname Weichselbaum, südlich von Kirchbach. Der einmalige Ortsname Hodansreut hat nicht nur die irrtümliche Verquickung mit Oetzerreut, das auf älteres Eitzels- und Eczeleinsreut zurückgeht, erfahren, sondern auch eine ganz unhaltbare Deutung über sich ergehen lassen müssen. A. Hollin hat in den Ergänzungen zur „Skizze“ G. Vielhabers den ersten Teil des Ortsnamens Hodansreut als den Namen „des obersten Gottes Wotan der alten Deutschen“ erklärt⁶¹). Leider hat H. Mathie diese unmögliche Erklärung in sein 1951 erschienenes „Heimatsbuch“ übernommen⁶²) und überdies Hodansreut wieder mit Oetzerreut gleichgesetzt, obwohl A. Hollin, der die Richtigstellung Strnadts berücksichtigte, darauf hingewiesen hatte, daß es sich um den früheren Namen des Dorfes Kerschbaum handelt. Angesichts dieser Namensdeutung muß man fragen: Wie sollte ein hochmittelalterlicher Rodungs-ort 500 bis 600 Jahre nach der Christianisierung nach dem germanischen Gotte benannt worden sein? Der heidnische Gottesname ist nur in einigen wenigen Ortsnamen Hessens und Niedersachsens in den Formen Godens-, Gudens-, Godes- enthalten (Godensholt, Gudensberg, Godesberg); in der „Origo gentis Langobardorum“, der geschichtlichen Einleitung zu dem 643 unter König Rothari in Pavia entstandenen Gesetzbuch der Langobarden, tritt statt Wodan die Form Godan auf, die wohl über eine Form Gwodan entstanden ist. Es ist also wohl ein Wandel von w zu g feststellbar, aber keiner von w zu h. Ueberdies ist Wodan die niederdeutsche Form mit altem, langem o, für das in den oberdeutschen Mundarten uo, u eingetreten ist, sodaß der Name des Gottes bei den Altbaiern Wuotan, Wutan lautete (so z. B. im Münchener Nachtsegen aus dem 14. Jahrhundert). Hodansreut enthält im ersten Teil vielmehr den Namen des Ortsgründers (Lokators), wie so viele Rodungsnamen auf -reut

und -schlag. Die Genetivform Hodans weist untrüglich auf die Gruppe der altdeutschen Eigennamen auf -an wie Boran, Degan, Fridan, Hraban. Nun ist aber ein Eigenname Hodan nicht überliefert (und in dieser Form im Oberdeutschen auch nicht möglich) und wir müssen daher annehmen, daß eine o-Schreibung für mittelhochdeutsches a vorliegt, die in den bairisch-österreichischen Mundarten seit dem Ende des 13. Jahrhunderts häufig ist⁶³). Wir können sie auch beim urkundlichen Beleg Swobsoede unseres Mühlviertler Ortsnamens Schwalsöd beobachten, dessen Bestimmungswort der althochdeutsche Eigenname Swab ist. Gerade das nordwestliche Mühlviertel ist jener Sprachraum, in dem mittelhochdeutsches a zu stark geschlossenem o entwickelt ist, wie es sich z. B. im mundartlichen nogl für Nagel zeigt. Als Beispiel führt A. Haasbauer die Schreibung schoden für Schaden an. Es kann also nur ein vom Stamm hadu = Kampf gebildeter Eigenname mit n-Ableitung vorliegen, der Hadan lauten mußte. Ein solcher ist auch tatsächlich in der Form Hadani überliefert⁶⁴). Unser Ortsname lautet daher in richtiger Form Hadanis-, Hadansreut und bezeichnet somit die Rodung eines Hadani. In der Besprechung des Heimatbuches von H. Mathie (O.ö. Nachrichten Nr. 124 vom 1. Juni 1951) hat H. Awecker meine in jahrelangem Bemühen gefundene Deutung des Ortsnamens Hodansreut von einem altdeutschen Eigennamen Hadani, die ich bisher noch nicht veröffentlichen konnte, in einer Weise verwendet, die den Anschein erweckte, als sei sie ihre Findung, zumal diese Deutung dort zum erstenmale, und zwar ohne Quellenangabe gegeben wurde. Ein Hinweis auf die von mir getroffene Feststellung wäre wohl am Platze gewesen.

Wir haben oben gehört, daß Ruger im Jahre 1274 dem Kloster Schlägl das Mitbenutzungsrecht an dem großen Walde zwischen dem Kren- und dem Finsterbach einräumte. Aber im Jahre 1303 verkauften Ruger, seine Hausfrau und sein Sohn Chadolt diesen Besitz an Bischof Wernhart von Passau. Neun Jahre später ging das Gebiet in den Besitz Schlägls über, was L. Pröll folgend begründet: „Propst Ulrich (1305 — 1338) gelingt es, durch Tausch den Wald als Eigentum zu erwerben, der sich zwischen Kren- und Finsterbach am rechten Mühlufer erstreckte. Bischof Wernhart von Passau hatte ihn 1303 von Rudger von Haichenbach erkauft, allein er ging auf den Tauschvertrag Ulrichs umso lieber ein, da er eingesehen, daß für Passau aus dem Walde wegen zu weiter Entfernung wenig Nutzen erwachse und daß auch zu befürchten wäre, daß die in demselben bereits gegründeten Ansiedlungen dem Verfall anheimfallen würden. So kam am 22. Mai 1312 der Tausch zustande. Bischof Wernhart trat an Schlägl den ganzen Landstrich ab, der zwischen dem Mühlflusse, dem Bache, der die Gründe von Geiselreut und Schwalsöd trennte, einer auf der Höhe gezogenen Grenzlinie und dem Finsterbache lag und in dem sich folgende Ansiedlungen voranden: Neitslag, Geiselreut, Neudorf, Mitterraut, Zaglau, Haunstein und Oedenkirchen. Propst Ulrich aber gab ihm dafür seine Einkünfte zu Glatzing, Lichteneck, Rudmannsdorf, Autengrub, Pelleinsreut, Mühlöd und Schwalsöd, die sich auf 9 Pfund Pfennige weniger 60 Pfennige beliefen

und Passau besser zustanden“⁶⁵). Damit war Schlägl in den Besitz des Gebietes gelangt, das dem ersten Kloster vor mehr als 100 Jahren von den Falkenstein-Haichenbachern zu Kolonisationszwecken zugedacht war. Seine Nord-, Ost- und Westgrenze sind durch die große Mühel, den Kren- und Finsterbach bekannt. Fraglich ist nur die Südgrenze; sie geht aber aus dem Grenzvertrag vom 11. Juli 1385, der zwischen Passau und Schlägl geschlossen wurde, hervor. L. Pröll schreibt darüber: „Propst Heinrich schloß 1385 einen Grenzvertrag mit Passau, um die Streitigkeiten zu beseitigen, die sich häufig mit den Nachbarn des 1312 von Passau eingetauschten Distriktes zwischen Kren- und Finsterbach erhoben. Die Art, wie damals die Grenze bestimmt wurde (es hieß einfach, sie gehe über die Höhe hinauf bis zum Finsterbache), konnte in der Tat keine Sicherheit gewähren. Bischof Johann von Passau reitet selbst und schlichtet mit Propst Heinrich und dem Prior Ulrich die Streitigkeiten. Die Grenze sollte von nun an von Oberflatting zum Tobel, das zwischen Kerschbaum und Weichselbaum liegt, an die Grenze der Dörfer Kirchbach und Hohenberg bis zum alten Schefweg, von diesem zum Ursprung der Kleinen Mühl (chlain Muhelhaupel), dann nach dem Trübbache zum Finsterbache gehen. Zu Schlägl gehörten also die Dörfer Kerschbaum, Hohenberg und Mitterau (-reit); Weichselbaum und Kirchbach aber zu Passau“⁶⁶). Ein Ort Hohenberg ist in dieser Gegend nicht mehr bekannt. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um den in Souvents Administrativkarte eingetragenen Weiler „Hochhaus“ nördlich des Hochbühels, auf der Spezialkarte 1:75.000 „Hochhof“ bezeichnet. Nach L. Pröll, Geschichte Schlägl, S. 217, hieß auch der heutige Remsenhof östlich von Kirchbach 1593 Hohenberg. Die in dieser Urkunde überlieferte Grenzziehung tritt in der Gerichtsbezirksgrenze zwischen Aigen und Rohrbach auf der Souvent-Karte noch deutlich hervor. Auf den hier erwähnten „alten Schefweg“ wurde bereits im Zusammenhange mit dem Abzuge der Langheimer Mönche hingewiesen. Das in den Urkunden von 1303, 1312 und 1322 genannte Dorf Mitterreit (mit 11 Hofstätten) scheint heute weder in den Ortsverzeichnissen, noch auf der Spezialkarte 1:75.000 auf. Aber in der alten Spezialkarte von 1813 und 1868 steht oberhalb Breitenstein noch der Ortsname Mitterreit. Im Volksmunde ist er heute noch lebendig. Er haftet an den hochgelegenen Häusern am Hochbühel, der nach ihm „Mitterreiter-Berg“ genannt wird. Mit seinem Bestimmungswort „mitter“ (ahd. mittar = in der Mitte gelegen) bezeichnet der Ortsname die Rodung in der Mitte, nämlich zwischen Natschlag und Oedenkirchen (Frauensschlag). Mitterreit ist heute der Ortschaft Breitenstein einverleibt, die weitaus jünger ist, was aus dem Fehlen von urkundlichen Belegen hervorgeht. Der Mitterreiterberg ist heute noch vom Wald bedeckt, dessen östlicher Teil „Mühlholz“ genannt wird. In ihm liegt die idyllische St. Wolfgang-Kirche, die um 1430 als hölzerne Kapelle zum Heiligen Stein erwähnt wird⁶⁷). Die westlich von Oedenkirchen liegenden charakteristischen Waldorte Fuchslug und Tiergrub wurden bereits besprochen. Westlich von ihnen liegt das Dorf Bräuer, 1385

als „dorff im Prewer“ genannt (M. B. 30², S. 370). Im Westteil des alten Haichenbachischen Besitzstreifens, der sich auf Grund der zahlreichen reut- und schlag-Namen als ausgesprochenes Rodungsgebiet erweist, liegen die jüngsten Ansiedlungen Bräuerau und Kriegwald. Beide Orte sind erst 1570 im Falkensteiner Urbar f. 17, 18 genannt⁶⁸). Der Name des ersteren hängt sichtlich mit dem Ortsnamen Bräuer zusammen. Von Kriegwald heißt es 1570: „Der Khrieg, ain wald, so ringsum mit Wasser umbfangen.“ Es handelt sich um die Große Mühel, den Finsterbach, die Brunn-Au und den Trübbach. J. Strnadt bemerkt hiezu: „Der Kriegwald existiert nur mehr als Ortschaft, welche ganz auf Falkensteinischem Boden angelegt worden ist“, fügt aber hinzu „von dem Gemeinwald besteht noch ein bedeutendes Stück, so von den Ortschaften Heinrichsberg, Vorderschiffel und Unterleiten in der Richtung gegen das Bayerische Zollamt Kohlstatt hin, worin die benachbarten Bauern der Pfarren Peilstein, Kollerschlag und Julbach ihre Hölzer haben. Der Wald führt im Volksmunde die Bezeichnung ‚In der Lucken‘“⁶⁹).

Die bisherigen Betrachtungen zeigen, welche Rolle dieser Falkenstein-Haichenbachische Besitzstreifen zwischen Kren- und Finsterbach in der hochmittelalterlichen Geschichte des oberen Mühlviertels spielte. Mit zwingender Notwendigkeit ergibt sich aus ihr die Annahme, daß die erste Klostergründung Kalchohs auf diesem Boden erfolgte. Außer der unhaltbaren Klostertradition (Maria Anger), von der L. Pröll schon 1902 abrückte, wurde dieser Annahme nur einmal widersprochen. A. Hollin glaubte, für Minihof, Gemeinde St. Oswald bei Haslach, eintreten zu müssen. Er schrieb in den Dreißiger-Jahren: „Als im Jahre 1918 das Stift Schlägl sein 700jähriges Bestandsfest feierte, erzählte mir mein Vater folgendes: Das erste Kloster stand in Minihof im Birethölzl, wo jetzt die Kapelle ist. Das Dorf Minihof war der Meierhof. Mein Vater und mein Großvater waren aus Minihof; und ich trete für die mir aus freien Stücken gemachten Aeüßerungen meines Vaters mit allen Beweismitteln jederzeit und gegenüber jedermann ein“⁷⁰). A. Hollins Beweismittel können aber durch ein einziges Gegenbeweismittel mit einem Schlag entkräftet werden. Minihof lag nämlich zur Zeit der ersten (und zweiten) Klostergründung auf österreichischem Boden, während beide Gründungen Kalchohs auf bayrischem Boden erfolgten. Es lag nicht auf Falkensteinischem, sondern auf Witigonen-Gebiet. Der Geschichtskundige weiß, daß die Grenze des österreichischen Herzogtums, die bis dahin am Haselgraben gestanden hatte, unter dem Babenberger Leopold V. 1180/81 bis zur Großen Mühel und zum Wurmbranderbach vorgeschoben wurde. Damit kam zunächst das Witigonen-Gebiet unter österreichische Oberhoheit. G. Vielhaber hat diese Grenzverschiebung und ihre Ursache in seiner „Skizze“ anschaulich geschildert⁷¹). Erst unter Herzog Albrecht I. 1289/90 kam das Gebiet westlich der Großen Mühel und des Wurmbranderbaches zu Oesterreich. Zu Minihof bemerkt G. Vielhaber: „Im Besitze von Schlägl, das damals noch zu Bayern gehörte, werden 1236 ausdrücklich auch Güter in Oesterreich genannt. Wahrscheinlich ist Minihof, das noch im Urbar

von 1674 als Münichhofen, also Hof der Mönche erscheint, damit gemeint, das schon jenseits des Wurmbranderbaches, somit in Oesterreich gelegen war“⁷²). Da, wie wir gehört haben, Minihof auf Witigonen-Gebiet lag, muß es sich um eine frühe Schenkung Woks von Rosenberg handeln. Schon seit 1255 besaß Schlägl durch die Schenkung Woks die Pfarre Kirchschlag in Südböhmen. 1305 fügte Heinrich von Rosenberg die große Nachbarpfarre Friedberg hinzu. Minihof, 1573 Münchhofen, 1630 Münichhof, 1674 nochmals Münichhofen geschrieben, gehört zu den nicht seltenen Ortsnamen, die mit mhd. münich = Mönch zusammengesetzt und nach Stiftsmönchen benannt sind, die an den betreffenden Orten Güter aus Schenkungen besaßen; Minihof deutet ebenso wenig wie die oberösterreichischen Ortsnamen Miniberg, Minithal, Mönchgraben und Mönichreith auf den Bestand eines Klosters hin, sondern nur auf Klosterbesitz. In Bayern gibt es 3 Minihof, 5 Münchhof und ein Münichreith.

A. Hollin mißt den Frauenschlag-Flurnamen in Oedenkirchen keine Bedeutung bei, indem er darauf hinweist, daß Flurnamen mit dem Beiwort „Frauen“ überall vorhanden seien, wo Kirchen waren: „Meist waren bei den Kirchen Liebfrauen-Zechen, die für die Auslagen des Gottesdienstes aufkamen. Ihre liegenden Güter haben darum die Bezeichnung Frauen-Wiese, Frauenschlag u. dgl. Daher beweist der Frauenschlag in Oedenkirchen gar nichts.“ Dieser Einwand ist immerhin beachtenswert und bedarf einer näheren Prüfung. Nach L. Pröll gibt es auch in Baureith Frauenschlagwiesen⁷³). Diese Rodung ging aber vom zweiten, vom Prämonstratenserklöster aus, das ja auch den Namen „Unser Fraun-Schlag“ führte (so z. B. in der Vertragsurkunde von 1385) wie die Erstgründung. Baureith ist übrigens ohne urkundlichen Beleg, also fraglos eine späte Gründung. Einen Weiler Frauenschlag gibt es auch in der Gemeinde St. Johann am Wimberg, 1499 (1564) Frauenschlag genannt; ferner ein Dorf Frauenschlag in der Gemeinde Altenfelden, um 1255 Vronslag⁷⁴). K. Schiffmann bemerkt zu diesen Ortsnamen: „Meist aus mhd. vron, dem Herrn zuständig, umgedeutet in vron — vrouwen, vrowen, aber auch in der Bedeutung zu einem Maria geweihten Gotteshause gehörig“⁷⁵). Es muß zugegeben werden, daß die Scheidung von vron und vrouwen nicht leicht ist. Aber daß die mit Frauen- zusammengesetzten Ortsnamen „meist“ auf fron (vergl. Frontag, Frondienst, Fronleichenam) zurückgehen, ist sicher nicht zutreffend. Wir haben nur das eine Beispiel in Vronslag, Gemeinde Altenfelden. In den meisten Fällen wird es sich doch um die zweite Erklärung Schiffmanns handeln, daß die Frauenschlagfluren zu einem Maria geweihten Gotteshause gehörten. Schon eingangs wurde darauf hingewiesen, daß die Vergesellschaftung von Oedenkirchen und Frauenschlag-Flurnamen schwerwiegend sei. Im übrigen nimmt A. Hollin doch an, daß dort eine Kirche stand, indem er schreibt: „Erst nachdem dieser (Ruger) seine Gründung verlassen, 1305, ist das hölzerne Kirchlein ein Oedenkirchen geworden“⁷⁶).

A. Hollin konnte damit nur den Besitzverkauf Rugers von Haichenbach meinen, der aber schon 1303 geschah. Warum sollte aber das Klosterkirchlein

von Frauenschlag durch diesen Besitzwechsel ein ödes geworden sein? War es doch durch diesen Verkauf gerade in kirchlich-passauischen Besitz gelangt. Wie wir schon hörten, tritt die zusammengesetzte Form Odenkirchen erst ab 1322 auf. 1312 ging der Landstrich zwischen dem Kren- und Finsterbach in den Besitz Schlägls über. Wahrscheinlich hat Schlägl infolge der weiten Entfernung das Kirchlein nicht mehr betreut und aufgelassen, so daß dann die Bezeichnung „bei der öden, d. h. aufgelassenen Kirche“ aufkam.

Damit nehmen wir Abschied von dem Landstrich zwischen dem Kren- und Finsterbach und wenden uns der zweiten Klostergründung von 1218 zu. Sie wurde von Kalhoch in der Niederung an der Großen Mühel, und zwar auf ihrem linken Ufer vorgenommen. War das Zisterzienserkloster ein Bergkloster, so ist nun das Prämonstratenserkloster ein Talkloster. Mit seiner Seehöhe von 540 m liegt es um 170 m tiefer als Odenkirchen. Die Weiträumigkeit des Talgrundes ermöglichte die Anlage ertragreicher, landwirtschaftlicher Fluren und großer Teiche (drei). Daß aber auch das zweite Kloster auf einer Rodung angelegt worden war, dafür zeugt der Name Slag, und daß sie anfangs nicht sonderlich groß war, die verkleinernde Namensform Slegel, die in dem heutigen Klosternamen Schlägl erhalten ist. L. Pröll schreibt: „Abt Heinrich I. (1242 — 1260) konnte mit einer umfassenden Urbarmachung des Waldes beginnen. Er ließ nämlich, sobald er die Leitung des Klosters übernommen hatte, einen Teil des dasselbe umgebenden Waldes ausrotten, um Felder und Wiesengründe zu erhalten“⁷⁷). Strnadts Behauptung, daß das Kloster Schlägl das zweite Mal in kultivierter Gegend im Witigonen-Gebiet (!) gegründet wurde, ist daher völlig verfehlt. Wäre sie tatsächlich schon kultiviert gewesen, hätte Kalhoch wohl schon das erste Kloster dort gegründet, da das Gebiet doch falkensteinisch war. „Merkwürdig ist, daß bei der Gründung des Prämonstratenser-Klosters des Passauer Bischofs mit keinem Worte gedacht ist; allerdings als Grundherr brauchte er seine Einwilligung nicht zu geben, da die zweite Gründung auf dem Territorium der hochfreien Falkensteiner lag“⁷⁸). G. Vielhaber sah also klarer als J. Strnadt, der im Widerspruch zu seiner Besitzstand-Karte die obenerwähnte Behauptung aussprach, obgleich er einige Seiten nachher erklärte, „das Kloster Schlägl wurde, wie die weitere Folge lehren wird, im ursprünglichen Umfange der Herrschaft Falkenstein an den Markungen der Witigonen erbaut“⁷⁹). Leider ist W. Luger dem Irrtum Strnadts gefolgt, indem er schrieb: „Es wäre auch verständlich, daß die zweite Klostergründung auf Witigonen-Besitz stattfand“⁸⁰). Wieso das verständlich sein soll, leuchtet nicht ein. Kalhoch konnte doch das Kloster nicht auf fremdem Boden gründen. E. Hager schrieb daher richtiger, daß Schlägl an den Gemarkungen der Witigonen neu gestiftet wurde⁸¹). Diese Grenze lag östlich von Schlägl am Wurmbranderbach. Strnadts Irrtümer wirken also noch immer nach. G. Vielhaber hat dem Historiker große Anerkennung gezollt, indem er in der Einleitung zu seiner „Skizze“ betonte, „daß jeder, der heutzutage über Mühlviertler Geschichte mitreden will, auf den Schultern des

Kolumbus unserer Heimatgeschichte, des k. k. Oberlandesgerichtsrates i. P. Julius Strnadt stehen und die wahrhaft glänzenden Ergebnisse seiner 50jährigen Studien auf diesem Gebiete kennen muß.“ E. Hager, der professionelle Historiker, hat dieses Lob allerdings etwas eingeschränkt, indem er über J. Strnadt folgend urteilte: „Der kühne Meister der Hypothesen, der freilich nicht immer die scharfe Grenze zwischen Beweis und Behauptung einhielt und methodisch nicht selten fehlgriff“⁸²⁾. Umso uneingeschränkter erkannte E. Hager die Verdienste seines Stiftsbruders G. Vielhaber an: „Das Beste, was in jüngerer Zeit zu unserer Frage geschrieben wurde, sind die zwar knappen, aber mit wenigen Ausnahmen treffsicheren Urteile Vielhabers, eingestreut in seine Skizze der älteren Geschichte des oberen Mühlviertels. Schade, daß der wissenschaftlich erstklassige Stiftsbibliothekar nicht mehr dazu kam, seine Beiträge aus ihrem Versteck in einem kleinen Wochenblatte (Mühlviertler Nachrichten 1908) hervorzuziehen und verbessert und vertieft, erweitert und mit Quellenangaben versehen, als selbständige Schrift herauszugeben. Mit Gottfried Vielhaber ist leider der berufenste Neubearbeiter der älteren Geschichte Schlägls vorzeitig in die Gruft gesunken“⁸³⁾.

Bei der Beschreibung des Falkensteiner Besitzes stellt G. Vielhaber fest: „Ein gewaltiger Falkensteinischer Besitz begegnet uns am linken Ufer der großen Mühl vom Wurmbranderbach bis hinauf zum bayerischen (soll heißen böhmischen) Gegenbach und Plöckenstein, am Anfange des 13. Jahrhunderts noch eine ungeheure Waldmasse, deren Kultivierung bis zum Klafferbach im 13. und namentlich im 14. Jahrhundert das Verdienst des Klosters Schlägl ist, dessen Rodungstätigkeit in den jetzigen Pfarren Aigen und Ulrichsberg den letzten Ausläufer der Besiedlung des oberen Mühlviertels bildet“⁸⁴⁾. Damit ist klar ausgesprochen, daß das Tal der großen Mühl zur Zeit der ersten und zweiten Klostergründung noch von Wald erfüllt war und das zweite Kloster auf einer Waldlichtung am linken Ufer der großen Mühl erbaut wurde. Wer heute von einer der Anhöhen um Schlägl, z. B. vom Mitterreiter-Berg, das große Müheltal überblickt, könnte allerdings glauben, daß hier eine altoffene Landschaft vorliegt. Aber der Schein trügt. Der Böhmerwald, der heute mehr als an seinen Fuß zurückgedrängt ist, reichte damals bestimmt bis an die große Mühl herab, an der sich 1218 das Prämonstratenserkloster erhob. Wir haben ja schon von L. Pröll gehört, daß Propst Heinrich I. einen Teil des Waldes, der das Kloster umgab, roden ließ, sobald er die Leitung des Klosters übernommen hatte. Das war im Jahre 1242. Nun ist aber gerade für dieses Jahr die früher anerkannte, seit Strnadt (1905) aber angezweifelte Gründung von Aigen bezeugt. Da diese Frage bis heute umstritten ist, müssen wir uns im Interesse der geschichtlichen Wahrheitsfindung mit ihr näher befassen. Eine alte Aufzeichnung, die sich im 17. Jahrhundert noch in der Sakristei von Aigen befand und von der eine Abschrift im Schlägler Kopialbuch von 1593 vorhanden ist, berichtete: „Nach der ersten Fundation und Stifftung des gottshaus Schlägl, welche anno 1218 geschehen, hatt Heinricus, diß namens der erst Propst, in

der Zal aber der dritte, nahet bei dem Closter mit bewilligung Friderici des hertzogen in oesterreich anno 1242 ein ortt des waldts außraiten und auf 21 lehen waitt ain dorff anfangen lassen; dasselbe ist in khurzer Zeit mit großer begirdt des Volcks ganz und gar verfärrigt worden“⁸⁵). J. Strnadt hat 1860 diese Ueberlieferung anerkannt⁸⁶). Desgleichen verwendete sie L. Pröll für den Nachweis der Gründung von Aigen im Jahre 1242⁸⁷). Geschichtliche Ueberlegungen führten aber zu Zweifeln an dieser urkundlichen Nachricht. Wahrscheinlich wurde J. Strnadt von Historikern darauf aufmerksam gemacht, daß 1242 der österreichische Herzog Friedrich II. gar nicht die Erlaubnis zur Rodung des Waldes geben konnte, da das österreichische Gebiet an der Linie große Mühel — Wurmbranderbach endete und die Gegend um Schlägl damals noch zu Bayern gehörte. J. Strnadt schrieb daher 1905: „Die im Schlägler Kopialbuche von 1593 enthaltene Nachricht, daß Herzog Friedrich II. von Oesterreich im Jahre 1242 dem Kloster erlaubt habe, ain ortt des waldts außraiten und auf 21 lehen wait ein dorff anfangen zu lassen, ist nichts anderes als eine Erfindung des Schlägler Chronisten, welcher die ganz ähnliche Bewilligung Herzog Ottos, 1325, 28. Februar, ins 13. Jahrhundert zurückübertrug, um auch für die Entstehung von Aigen ein Datum zu haben, das sich im Archive nicht vorfand. Die Nachricht, die genug Verwirrung angerichtet hat, beweist die gründliche Unkenntnis der staatsrechtlichen Verhältnisse auf Seiten des Annalisten, da zur gedachten Zeit die Gegend von Schlägl noch zu Bayern zählte und erst seit 1290 die österreichischen Herzoge sich als Landesfürsten und Vögte des Klosters zu benehmen anfangen. Außerdem hätte Schlägl noch gar nichts zu roden gehabt; denn bis 1264 gehörte die ganze Umgebung noch den Witigonen“⁸⁸). J. Strnadt verschwieg geflissentlich, daß er 1860 geschrieben hatte: „So z. B. erhielt das Kloster Schlägl in den Jahren 1242 und 1325 von den österreichischen Herzogen die Bewilligung zu ausgedehnten Rodungen. Hier stieg Aigen, dort Ulrichsberg empor...“. Die Unkenntnis der staatsrechtlichen Verhältnisse war also damals auch auf seiner Seite. Außerdem sehen wir auch hier wieder seinen Irrtum vom Witigonen-Gebiet, mit dem er seiner eigenen Darstellung des Witigonenbesitzes auf der Karte, die den Wurmbranderbach als Westgrenze zeigt, widersprach. G. Vielhaber stellte die Besitzverhältnisse richtig dar: „Aber der österreichische Herzog hatte auf diesem Gebiete nichts zu erlauben. Denn, wie wir wissen, hörte das österreichische Gebiet an der Linie große Mühl — Wurmbranderbach auf, dann gehörte bis zur Schenkung von Schindlau 1264 das ganze Land vom Wurmbrander- bis an den Klafferbach nicht dem Kloster, sondern den Besitzern von Falkenstein... Aigen ist erst nach der Schenkung von Schindlau an Schlägl entstanden“⁸⁹). Wie unverrückbar die Wurmbranderbach-Grenze war, beweist die Teilung der Gerichte der Witigonen, eine Folge der Verschiebung der böhmischen Grenze von der Moldau nach Süden, die, schon 1255 angebahnt, 1290 nach dem Uebergang von Falkenstein an die Habsburger durchgeführt wurde. Das untere Haslacher Gericht von der Donau bis zur Rauschenmühl trugen die Witigonen seit 1180 als Lehen vom österreichischen Herzoge; das obere Gericht

von der Rauschenmühl bis zum Wurmbrander- und Igelbach war freies Eigen. 1290 wurde es in das österreichische und böhmische Gericht geteilt, letzteres mit Wittinghausen als Mittelpunkt. Daher wurden die Bewohner des Wittinghausener Landgerichtes, besonders die der Pfarre Deutsch-Reichenau, im Volksmunde „die Gerichtler“ genannt im Gegensatz zu den Bewohnern der beiden Haslacher Gerichte und des Landgerichtes Schlägl. Das Kloster hatte unter König Albrecht I. (1298 — 1308) in seinem Gebiete vom Wurmbranderbach bis zum Klafferbach den Blutbann erhalten. Die Landgerichtseinteilung ist auf Strnadts Karte (Velden 1860) „Das Mühelland um das Jahr 1460“ gut dargestellt. Die Wurmbranderbach-Grenze tritt deutlich hervor. In der Urkunde von 1341, in der Peter von Rosenberg Haslach nach deutschem Lehenrecht vom Bischof Albrecht von Passau erwirbt (U.B. 6. S. 390) heißt es: „uncz gen Wurmprant an des Probstes gemerkch von dem Slegel“. Diese alte Grenzlinie Igelbach-Wurmbranderbach brachte es auch mit sich, daß die böhmische Grenze jene große, unnatürliche Einbuchtung nach Westen aufweist, deren Spitze bis knapp an das Dorf Wurmbrand heranreicht, statt einen geradlinigen Verlauf vom Igelbach bis gegen Asang zu besitzen. Die bedauerliche Folge war, daß die Bewohner von Ober- und Unter-Markschlag und der Stratbauer im Jahre 1945 das Schicksal der Sudetendeutschen teilen mußten. Wie G. Vielhaber bemerkt hat, reichte 1180 Oesterreich bis an die Moldau und zwar wurde die Grenze vom Güntherreiterberg an bis zur Moldau durch den Iglbach gebildet. An der Mündung dieses Baches in die Moldau stießen Bayern, Oesterreich und Böhmen aneinander. Darum trägt die Niederung am linken Ufer des Igelbaches bis heute den Namen „Bairische Au“. Der Name kann sich nur nach 1180 eingebürgert haben, als das Witigonengebiet an Oesterreich kam. Denn vorher, als die bayerische Grenze noch am Haselgraben stand, war diese Unterscheidung nicht notwendig.

E. Hager trat auch dafür ein, daß Aigen eine Gründung Schlägl's sei, und erklärte unter Berufung auf J. Strnadt, daß der Ort nicht vor 1264 entstanden sei ⁹⁰). Was hat J. Strnadt, G. Vielhaber und E. Hager zur Annahme bewogen, daß Aigen nicht vor 1264 entstanden sein konnte? In diesem Jahre schenkten Budiwoj und Bertha von Skaliz, die in ihrem Siegel den Beinamen von Krummau führen, dem Kloster das Dorf Schintau, dessen Grenzen sich damals, wie es in der Urkunde heißt, bis zum Klafferbach erstreckten ⁹¹). Die eigentliche Schenkerin war Bertha, der nach dem Wortlaut der Urkunde das Dorf nach Erbrecht zustand. M. Pangerl hat die Vermutung geäußert, daß das Dorf Schintau, Erbstück der Bertha von Skaliz, aus dem Besitz der Passauischen Ministerialen von Falkenstein herrührte, da diese in jenem Dorfe und überhaupt in dieser Gegend begütert waren ⁹²). J. Strnadt zog den Schluß, daß zur Zeit der Vergabung von Schindlau an Schlägl diese Dorfgemarkung ein Bestandteil der Herrschaft Falkenstein (also doch!) und Bertha von Krummau-Skaliz Inhaberin derselben gewesen sei. Daraus erkläre sich auch der ausdrückliche Vorbehalt der Blutgerichtsbarkeit auf diesen Grundstücken von Seite der Geschenkgeber ⁹³). E. Hager, der sich auch mit der schwierigen Frage des Auftretens der

Witigonen auf Falkensteinischem Boden beschäftigte, schreibt: „Aber bereits in den nächsten Jahrzehnten hatten sie die Vormundschaft über die Herrschaft, wie denn auch einer von ihnen die Erbin Falkensteins als Braut heimführte, Berta, die Mutter des berühmten Zawisch von Falkenstein. 1264 verfügen sie über ein zu Falkenstein gehöriges Gebiet (Schenkung von Schindlau)“⁹⁴). Die Schenkung war schon zwei Jahre vorher angebahnt worden. G. Vielhaber schreibt: „Wir erfahren erst wieder etwas über den Falkensteinischen Besitz aus dem zu Graz am 4. Juni 1262 ausgestellten Testamente des Wok von Rosenberg (im Stiftsarchive zu Hohenfurth). In ihm trifft Wok folgende Bestimmung: ‚Den Streit zwischen mir und meinem Vetter Budiwoj über Schinta (jetzt Schindlau, Pfarre Aigen, das zum Falkensteinischen Besitz gehörte) entscheide ich so, daß er es dem Kloster in Slegel zum Heile meiner Seele gebe, wenn es mir rechtmäßig zufällt, oder, wenn es ihm rechtmäßig zufällt, dorthin zum Heile seiner Seele schenke und auch der meinen dabei gedenke; so binde ich es ihm auf das Gewissen.‘ Budiwoj von Skaliz aus dem Krummauer Aste der Witigonen muß den Prozeß gewonnen haben. Denn 1264 schenkten er und seine Hausfrau Berta den Meierhof Schindlau bis hinauf zum ‚Ohlaffundez wazzer‘ an Schlägl, behalten sich aber die höhere Gerichtsbarkeit vor“⁹⁵). Unverständlich ist, daß G. Vielhaber hier von einem „Meierhof“ spricht. In der Urkunde steht ausdrücklich „villam in Schintaw“, was nur als „das Dorf in der Schintau“ übersetzt werden kann. Aus der Grazer Urkunde von 1262 ersehen wir, daß auch Wok von Rosenberg Rechte auf Schintau geltend machte. Aus welchem Titel, konnte uns auch G. Vielhaber leider nicht sagen. Daß die Dorfmark aber den Falkensteinern unterstand, geht daraus hervor, daß Kalhoch III., der Enkel des Klostergründers, 1269 auf dem Sterbebette mit Einwilligung seiner Hausfrau und aller Erben zum Ersatz für zugefügten Schaden den Zehent dem Kloster Schlägl gab, der ihm in Schindlau nach Erbrecht zugehörte⁹⁶). Als Zeugen sind ebenso wie in der Schenkungsurkunde der Bertha von 1264 Haidenreich und Rudigerus de haichenbach, die Schwertmagen der Falkensteiner, genannt. G. Vielhaber meint, daß das Kloster Schlägl in den ersten 80 Jahren seines Bestandes eine Art von Spielball zwischen den Falkensteinern und Witigonen einerseits und den Bischöfen von Passau andererseits gewesen sei. „Bei diesem Zusammenhalten der Falkensteiner und Witigonen im Kampfe um den Einfluß auf Schlägl begreifen wir, wie dieses Kloster zu den großartigen Schenkungen der Witigonen gekommen ist, die es erst lebensfähig gemacht haben . . . So läßt sich auch 1264 die Schenkung von Schindlau an Schlägl durch den Krummauer Witigonen Budiwoj von Skaliz und seine Hausfrau Berta erklären. Wenn es da heißt, daß der Meierhof (!) Schindlau bis zum Klafterbach geschenkt wurde, so ist dies wohl so zu verstehen, daß Schindlau den wirtschaftlichen Mittelpunkt und der Klafterbach die Westgrenze des geschenkten Gebietes bildeten“⁹⁷). War Schindlau tatsächlich der wirtschaftliche Mittelpunkt, dann müßte das geschenkte Gebiet nach Osten bis an den Wurmbranderbach gereicht und Schlägl wirklich erst damals

den Grund, auf dem Aigen liegt, erhalten haben. Diese Auffassung G. Vielhabers hatte den Trugschluß zur Folge, daß Aigen nicht vor 1264 entstanden sein konnte und die Gründungsnachricht von 1242 eine Erfindung des Schlägler Chronisten sei. Aus der Schenkungsurkunde geht aber keineswegs hervor, daß sich das vergabte Gebiet so weit nach Osten erstreckt hätte. Wenn es in ihr heißt: „Termini autem predictae ville extenduntur usque ad aquam, que dicitur Chlaffundez wazzer“ (die Grenzen aber des genannten Dorfes erstrecken sich bis zum Bach, der kläffendes Wasser heißt), so sagt dies aus, daß sich das geschenkte Gebiet von Schindlau nach Westen erstreckte. So sah es auch L. Pröll, als er schrieb: „Damit kam eine große Fläche Landes zum Stifte, auf der sich jetzt die Dorfschaften Stollenberg, Obernhof, Sonnleiten, Hintenberg, Erlet, Ulrichsberg, Salnau, Lichtenberg und Pfaffetschlag befinden, die aber erst in späterer Zeit entstanden“⁹⁸). Die genannten Ortschaften liegen alle westlich von Schindlau. Von Rudolfing und Aigen, die östlich davon liegen, ist hier keine Rede. Von Rudolfing haben wir eingangs gehört, daß es höchstwahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch Siedler aus dem Bayerischen Wald gegründet wurde, die den Namen des aufgegebenen Heimatdorfes hieher übertrugen. In der schon oft erwähnten Urkunde Rugers vom Jahr 1303 scheint ein Sighart von Rudolfing als ein Haichenbachischer Lehensmann mit 80 Pfennig gulte auf (gulte = Abgabe). Wir müssen also annehmen, daß die Gemarkungen von Rudolfing das Gebiet von Schindlau im Osten begrenzten und die Siedlung außerhalb des 1264 geschenkten Landstriches lag. Aigen aber liegt östlich von Rudolfing und konnte somit durch die Schenkung von Schindlau gar nicht an Schlägl gelangen. Damit fällt die Voraussetzung, die Strnadt, Vielhaber und Hager an den Aigner Gründungstermin a quo geknüpft hatten. Schindlau ist, wie wir gehört haben, zum erstenmale 1262 im Testamente Woks von Rosenberg genannt, also 44 Jahre nach der zweiten Stiftung Schlägl. Die Gründungszeit des Dorfes liegt völlig im Dunkeln. J. Strnadt meint im Hinblick auf die Zehent-Schenkungen Kalhochs III. an Schlägl 1269, der Zehentbestand aus Erbrecht bestätige, daß Schindlau schon lange Zeit vorher bestand⁹⁹). Höchstwahrscheinlich dürfen wir in Schindlau eine Falkensteiner Rodung aus der Zeit nach der zweiten Gründung Schlägl erblicken, als der Vorstoß über die Große Mühel unternommen wurde. Den Rodungscharakter der Siedlung bezeugt ja schon der Ortsname. Er enthält in seinem ersten Teil das althochdeutsche Zeitwort *scintan*, das bedeutet: die Bäume entrinden, von den gefällten Bäumen die Rinde abschälen¹⁰⁰). J. A. Schmeller führt an: „rinden abe den boumen schinden.“ Daneben gibt es auch eine Iterativform des Zeitwortes: *schindeln*, *schinteln* = schälen, abschälen¹⁰¹). Die erstere Form ist in dem urkundlichen Beleg von 1264 *Schintaw* (= Schintau), die letztere in dem Beleg *Schintelaw* von 1269 enthalten. Der Ortsname lautet heute noch im Volksmunde „Schintau“, in der Schriftsprache aber „Schindlau“. Es handelte sich also um eine Waldlichtung, auf der die gefällten Bäume gestapelt und entrindet wurden. Schindlau ist

ein kennzeichnender Ortsname der hochmittelalterlichen Rodungszeit. Er hat mit Schindel, ahd. scintila, scintula nichts zu tun. Außer unserem Schindlau gibt es in Oberösterreich noch vier Schindelau, die alle in Waldgegenden liegen¹⁰²), und in Salzburg zwei.

Wenden wir uns nun wieder der Gründungsfrage von Aigen zu. Die älteste Erwähnung des Ortes stammt aus dem Jahre 1314. Unter den Zeugen, die in der Schenkungsurkunde der Falkensteiner Kalhoch, Friedrich und Chunrat auftreten, die das Gut zu Kazlein (Katzing) zu ihrem Seelgerät dem Kloster gaben, ist „Seybot der amman ab dem aigen“ genannt¹⁰³). Mit Amman wurde der Verweser oder Verwalter einer Grundherrschaft bezeichnet. Auffallend ist, daß zwei Jahre später, in der Urkunde der Benedikt Chadoltin vom 19. Juni 1316 unter den Zeugen ebenfalls ein „Seibot, der amman von der Chirchen“ aufscheint¹⁰⁴). Sollte es sich um einen und denselben Mann handeln? Wir haben oben diesen Beleg auf Oedenkirchen bezogen, das ja anfänglich mit der Namensform Chirchen auftritt. 1312 ging es, wie wir gehört haben, aus Passäuischem in den Besitz Schlägls über. Sollte Seibot von Aigen nach Oedenkirchen als „amman“ versetzt worden sein? Es muß nicht der Fall sein. Der Name Seibot (zusammengezogen aus Sigebot wie Seifried aus Sigefried) war damals außerordentlich beliebt, wie ein Blick in die Namenverzeichnisse unseres oberösterreichischen Urkundenbuches lehrt.

Die erste Nachricht über Aigen stammt also aus dem Jahre 1314. Aber die erste urkundliche Erwähnung der Dörfer hängt von großen Zufälligkeiten ab, sodaß wir darnach das wirkliche Alter der Siedlungen nicht bestimmen können. Die erste Nennung eines Ortes ist nur selten als Gründungsnachricht aufzufassen; meist ist der Ort älter. Wäre der Ammann Seibot nicht als Zeuge herangezogen worden, stünde uns für Aigen erst der Beleg von 1362 oder gar von 1397 zur Verfügung und der Ort erschiene damit als noch jüngere Gründung. Nach G. Vielhaber wird Aigen in der Urkunde vom 28. Juli 1362 vom Herzog Rudolf IV. dem Stifter noch ein Dorf genannt¹⁰⁵) (in K. Schiffmanns Ortsnamenlexikon fehlt dieser Beleg), jedoch hat gerade diese Bewilligung Rudolfs, alle Samstage in Aigen freien und offenen Markt zu halten, die Erlangung des Marktrechtes für Aigen zur Folge gehabt. Woher F. J. Proschko die Nachricht nahm, daß Aigen im Jahre 1305 in einer Fehde der Herren von Rosenberg mit den österreichischen Herren von Thamberg und Losenstein verbrannt worden sei¹⁰⁶), ist unerfindlich. Er beruft sich auf die „Landesgeschichte“, ohne eine bestimmte Quelle zu nennen. Ueberliefert ist nur, daß das Kloster Schlägl in dem Kriege zwischen Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich, Ludwig von Bayern und Johann von Böhmen, der wegen der strittigen Kaiserwahl geführt wurde, im Jahre 1322 niedergebrannt wurde¹⁰⁷). Daß damals auch Aigen in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist nicht zu bezweifeln. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Aigen eine Gründung Schlägls, und zwar eine sehr frühe Ausbausiedlung des Klosters ist. Im Gegensatz zu den meisten Aigen-Ortsnamen, die freien, nicht unter-

tändigen Besitz bezeichnen, bedeutet unser Ortsname „des Klosters Eigen im Gegensatz zu Lehen“, wie G. Vielhaber richtig sah (Skizze S. 38). Es handelt sich um jenen Fall, den J. A. Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuch I., Sp. 48 anführt: „Noch heißen verschiedene Höfe, Dörfer, ja ganze Gegenden Aigen oder im Aigen, weil sie Adelichen oder Klöstern nicht als Lehen, sondern als Allodien zugehörten.“

Die ursprüngliche Dotation von Schlägl war ziemlich karg. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts machte das Kloster größere Erwerbungen. Kalhochs Sohn Chunrat II. vermehrte die Stiftung durch Uebergabe eines Teiles der Zehente in den um das Kloster liegenden Ansiedlungen, entsagte dem Vogteirechte und versprach, das Kloster ohne Entgelt gegen Gewalttätigkeiten zu verteidigen¹⁰⁸). 1218 wurde das Prämonstratenser-Kloster Schlägl durch Kalhoch von Falkenstein gegründet. 1242 soll Aigen nach der verderbten Abschrift im Kopialbuch von 1593 gegründet worden sein. Während sie J. Strnadt 1860 anerkannte, hat er 1905 ihre Beweiskraft abgelehnt. G. Vielhaber schloß sich ihm in dieser Frage an. Aber die genaue Angabe der Jahreszahl 1242 kann vom Schlägler Chronisten nicht aus der Luft gegriffen worden sein. Wir haben oben gehört, daß sie mit dem Amtsantritt des Abtes Heinrich I. zusammenfällt, der einen Teil des Waldes roden ließ, der das Kloster umgab. Es ist durchaus glaubhaft, daß Schlägl 24 Jahre nach der Klostergründung zu einem Ausbau der Besiedlung schritt, um neuen, ertragfähigen Boden zu erhalten und seine Einkünfte zu erhöhen. Um Schindlau kann es sich nicht handeln, da die Rodung nach dem Wortlaut der Urkunde „nahett bei dem Closter“ erfolgte und Schindlau erst 1264 durch die Schenkung Bertas an Schlägl kam. Die auffallend genaue Angabe, daß Heinrich I. „ein ortt des waldts habe außraitten und auf 21 lehen wait ein dorff anfangen lassen“, kann sich nur auf Aigen beziehen. J. Strnadt nahm 1860 richtig an, daß der Boden von Aigen durch Ausrodung des Klosterwaldes gewonnen wurde¹⁰⁹). In den 21 Lehen dürfen wir wohl die um den Marktplatz liegenden Häuser, soweit sie von altersher Ackerland besitzen, erblicken. Der Typus der Gründung auf Neuland zeigt sich hier scharf ausgeprägt. Die Siedlung erhebt sich mit einem Male durch planmäßige Anlage. Mit vollem Recht führt Aigen drei Nadelbäume im Marktwappen. Der Wert der urkundlichen Nachricht von 1593 wird nur durch die Behauptung beeinträchtigt, daß die Dorfgründung mit Bewilligung des österreichischen Herzogs Friedrich (des letzten Babenbergers) erfolgte. G. Vielhaber mochte ja Recht haben, daß diese angebliche Erlaubnis nach der echten Bewilligung des Herzogs Otto des Fröhlichen für Schlägl vom 28. Februar 1325 angefertigt sei, welche die Gründung Ulrichsbergs durch Propst Ulrich (1305 — 1338) ermöglichte. L. Pröll schreibt darüber: „Ihm gebührt das weitere große Verdienst, daß er sich die Urbarmachung des Talgrundes besonders angelegen sein ließ und neue Siedlungen gründete. Dabei war ihm wie einst Heinrich I. ein Privilegium sehr nützlich, das ihm Herzog Otto der Fröhliche am 28. Feber 1325 zu Linz erteilt hatte und das allen, welche

sich mit der Ausrottung des Waldes befaßen und sich dort eine Wohnstätte gründen wollten, eine 12jährige Freiheit von allen Abgaben gewährleistete. Damals wurde der Anfang zu der Anlegung des schön auf einem Berge, der das obere Mühlviertel beherrscht, gelegenen Pfarrortes Ulrichsberg gemacht, der in seinem Namen die Erinnerung an das segensreiche Wirken des hochverdienten Probstes Ulrich wachhält¹¹⁰). Nach Hoheneck, J. Strnadt und K. Schiffmann stammt die älteste Erwähnung Ulrichsbergs aus dem Jahre 1437¹¹¹). 112 Jahre nach seiner Gründung ist der Ort also erst genannt. Der Fall ist ein schlagender Beweis für unsere Behauptung, daß wir nach der ersten urkundlichen Erwähnung nur selten das tatsächliche Alter eines Ortes bestimmen können. Das Gleiche gilt auch für Aigen. Zwischen dem angezweiferten Gründungsjahr 1242 und der ersten Nennung von 1314 liegen 72 Jahre, immerhin weniger als bei Ulrichsberg. Es darf also durchaus nicht als ausgeschlossen gelten, daß Aigen wirklich 1242 gegründet wurde. J. Strnadt hält die im Kopialbuch von 1593 enthaltene Gründungsnachricht für eine Erfindung des Schlägler Chronisten, der die ähnlich lautende Bewilligung Herzogs Otto vom Jahre 1325 (siehe oben) ins 13. Jahrhundert zurückübertragen habe, um auch für die Entstehung von Aigen ein Datum zu haben¹¹²). Eine bezeichnende Kombination des „kühnen Meisters der Hypothesen“! Dem Chronisten Schlägls mußte für die erstaunlich genaue Angabe doch eine alte Quelle gedient haben. Er irrte sich in geschichtlicher Unkenntnis nur mit der Nennung Friedrichs II. von Oesterreich, da die Gegend um Aigen-Schlägl 1242 noch zu Bayern gehörte. Wenn schon von einem Herzog konnte Schlägl nur vom Bayrischen Herzog Otto II., der ab 1231 regierte, die Erlaubnis zur Gründung von Aigen erhalten haben; eher aber von Chunrat II. von Falkenstein, dem Sohne des Klostergründers, da der Landstrich doch falkensteinisch war. „Chunrat, dem der Vater noch bei seinen Lebzeiten die Besitzungen übergeben hatte, ließ dem jungen Kloster das gleiche Wohlwollen angedeihen. Zudem besserte er dessen Lage dadurch auf, daß er alle Zehente und Einkünfte, die er in der Umgebung des Klosters von Passau zu Lehen trug, an Bischof Rudigier mit der Bitte zurückgab, sie dem Kloster zu verleihen, was dieser 1236 gerne tat, indem er jedermann streng verbot, das Kloster im Fischfang, im Holzfällen oder in seinen Einkünften irgendwie zu schädigen. Man kann daraus auf die Existenz einiger Ansiedlungen schließen“¹¹³). Das geschah 18 Jahre nach der zweiten Klostergründung. Bei den Ansiedlungen kann es sich nur um Orte am rechten Mühelufer handeln. Erst 1269 sprach Kalhoch III., der Sohn Chunrats, den Zehent von Schindlau, das am linken Mühelufer liegt, dem Kloster zu.

Für L. Pröll, den Geschichtsschreiber Schlägls, stand fest, daß Aigen unter Propst Heinrich, der von 1242 — 1260 amtierte, gegründet worden sei. Der Propst, der in den Klosterannalen den auszeichnenden Titel „vigilantissimus abbas“ führt, ließ auch das Kloster neu bauen, nicht mehr in der alten Einfachheit, sondern fest und prächtig (opere sumptuoso)¹¹⁴). Daß er bei seinem

Amtsantritt 1242 an einen Siedlungsausbau schritt, der die Entstehung von Aigen zur Folge hatte, ist nach dem Gesagten unzweifelhaft. Der Schluß J. Strnadts, den auch G. Vielhaber und E. Hager übernahmen, daß Aigen erst nach der Schenkung Schindlaus 1264 entstanden sein konnte, ist ein Trugschluß, da er von der irrtümlichen Voraussetzung ausging, daß der Boden von Aigen erst mit dieser Schenkung an Schlägl gelangte. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß Aigen 72 Jahre vor seiner ersten urkundlichen Erwähnung gegründet wurde. Der Markt hätte also im Jahre 1942 seine 700-Jahrfeier begehen können. H. Mathie führt in seinem „Heimatsbuch“ (S. 86) an, daß Aigen 1242 gegründet wurde. Er beruft sich dabei auf L. Pröll (1877), ohne die spätere Literatur zu berücksichtigen. Um diese frühe Gründung beweisen zu können, hätte er, wie es im Vorliegenden geschah, die Einwände Strnadts, Vielhabers und Hagers entkräften müssen.

Nachdem nun m. E. die Gründungsfrage von Aigen hinreichend geklärt ist, bedarf noch die Falkensteiner-Frage einer kurzen Erörterung. Sie ist außerordentlich verworren und bedürfte fürwahr einer Klärung. Starkenfels schreibt im Band „Oberösterreichischer Adel“ des Siebmacher: „Die Falkensteiner saßen zu Beginn ihres Auftretens als mächtige Dynasten auf der Burg gleichen Namens an der Rana, an deren Mündung in die Donau sie auch die Veste Rana-Riegel inne hatten. Ihr ganzes Gebiet aber, im Verein mit jenem der Haichenbacher, erstreckte sich von dort bis an die böhmische Grenze“¹¹⁵). Daß er damit das Geschlecht des Klostergründers Kalhoch meinte, beweist die beigefügte Stammtafel. Es ist das zweifelhafte Verdienst J. Strnadts, die Falkensteiner-Frage sozusagen aus den Angeln gehoben zu haben. Er glaubte, zwischen hochfreien Besitzern von Falkenstein und Ministerialen, die sich nach Falkenstein nannten, unterscheiden zu müssen. Ja, er ging so weit, von unfreien Falkensteinern zu sprechen, die nur Burgmannen, nicht Besitzer von Falkenstein gewesen seien¹¹⁶). Diese seien es gewesen, die das Kloster Schlägl gründeten. G. Vielhaber beugte sich seiner Autorität und schrieb daher: „Von den hochfreien Falkensteinern sind streng zu scheiden die unfreien oder vielleicht besser gesagt, die ministerialen Falkensteiner, zu denen nach seinem eigenen Zeugnis der Gründer von Schlägl, Calchocus von Falkenstein gehört hat“¹¹⁷). Und E. Hager meint: „Danach ist es nicht ausgeschlossen, daß Kalhoch und seine Nachkommen auf Falkenstein nicht Besitzer und freie Herren, sondern nur Ministerialen eines urkundlich nicht als Falkensteiner bezeugten hochfreien Geschlechtes waren“¹¹⁸). Also ausgerechnet die hochfreien Besitzer sollen völlig im Verborgenen geblieben sein, während ihre Burgmannen im hellen Licht der Geschichte stehen!

Bei dem Versuch, die gemeinsame Abstammung der Falkensteiner und Haichenbacher nachzuweisen, schreibt G. Vielhaber: „Das Hauptgewicht aber legte Strnadts auf eine Urkunde, die am 29. Juli 1204 zu Passau ausgestellt wurde und in der unter den Ministerialen ein Werner von Falkenstein unmittelbar nach den Trägern der Hochämter erscheint, also doch nicht, wie Strnadts

neuestens gemeint hat, ein bloßer Burgmann von Falkenstein sein kann, zumal da der in gleichzeitigen Urkunden als Ministeriale vorkommende Liutold von Sauerstetten erst nach ihm erscheint. Dieser Werner von Falkenstein ist aber wohl identisch mit dem Werner von Haichenbach, der in der Notiz des Calchocus über die zweite Gründung von Schlägl vom 9. Juli 1218 vor den unfreien Rittern, die ausdrücklich als solche bezeichnet werden, vorkommt¹¹⁹). Obwohl G. Vielhaber an Strnadts These von den „unfreien“ Falkensteinern festhielt, bemühte er sich hier, ohne den Widerspruch zu merken, den Adelsstand des Geschlechtes nachzuweisen. Bekanntlich bekleideten die Haichenbacher das Passauische Marschallamt, waren also Inhaber eines Hofamtes. Als solche waren sie fraglos Ministerialen, wie sich ebenso ihr Vetter Kalhoch von Falkenstein als Ministeriale der Kirche von Passau bezeichnete.

Eine bevorzugte Stellung innerhalb des freien Ritterstandes nahmen die Fürsten und Grafen ein. Aus dem freien Ritterstande entwickelte sich der spätere, sogenannte hohe Adel. Dagegen ging der niedere Adel aus dem Stande der Ministerialen hervor. Aus belehnten Eigenleuten wurde ein freier Lehensadel. Infolge der Uebung des Ritterdienstes, der Erwerbung von Lehen, des Eintrittes vieler Edler in das Dienstmannenverhältnis nahm im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts die Anschauung von der Minderfreiheit der Ministerialen mehr und mehr ab, sie wurden den Ritterbürtigen gleich geachtet und dem Adel zugerechnet. Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts traten Angehörige des Ritterstandes vielfach in ein Dienstverhältnis zu Fürsten und geistlichen Herren, wodurch sie wohl ihre persönliche Freiheit verloren, ohne aber ihres landrechtlichen Eigentums an ihrem ererbten Grundbesitz verlustig zu werden. Es ist nun völlig ungeklärt, ob es sich bei den Falkenstein-Haichenbachern um Angehörige des Ritterstandes, die sich in das Dienstverhältnis zur Kirche von Passau begaben, oder um Dienstmannen, die in den freien Lehensadel aufstiegen, handelt.

F. Sekkers Bedenken gegen die These Strnadts sind durchaus berechtigt, wenn er bei der Beschreibung des Sitzes Falkenstein ausführt: „Auf der Burg saß ein Geschlecht, das von ihr den Namen führte, aber trotz des bedeutenden Besitzes, der sich von der Großen Mühl bis an die Ranna erstreckte, in unseren Urkunden, wenn wir den Ausführungen J. Strnadts im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 94, folgen, wenig hervortritt; denn die zahlreich genannten Falkensteiner, darunter auch jener Chalhoch, der das Stift Schlägl auf Falkensteinischem Boden stiftete, wären nicht Besitzer, sondern nur Ministerialen eines Falkensteiners gewesen. Abgesehen von vielen Schwierigkeiten, welchen man bei Annahme dieser Ansicht begegnet, müßte man das Testament des Ministerialen Heinrich von Falkenstein erklären können, der im Jahre 1346 den Bischof Gottfried von Passau Falkenstein gegen die Verpflichtung vermachte, seiner Frau und seinen Töchtern einen Abfindungsbetrag auszuzahlen. Jedenfalls ist in der ältesten Geschichte der Burg (Buchinger, Passau II, 39) und der Falkensteiner noch manches nicht geklärt. Wie wäre diese Abmachung

möglich gewesen, wenn Heinrich nicht gewisse Besitzansprüche auf Falkenstein hätte erheben können¹²⁰). Dieser Einwand F. Sekkers ist allerdings nicht stichhältig, da Heinrich von Falkenstein in dieser Urkunde, die übrigens nicht aus dem Jahre 1346, sondern aus dem vorhergehenden Jahre stammt, bestimmte, daß nach seinem Tode sich seiner „Vest zu Rannarigel, die sein rechtes Lehen ist von seinem genedigen hern Bischof Gotfrid zu pazzau und von seinem gozhaus“, der Bischof unterwinden und seinen Töchtern Agnes und Dorothe jeder 400 Pfund Pfennig sowie seiner Hausfrau „vron Annen“ 200 Pfund, wovon sie über 100 frei verfügen kann, 100 aber nach ihrem Ableben seinen Brüdern Chalhoch, Ulrich und Haug zu hinterlassen hat, ausrichten soll, wie bei Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 183 zu lesen ist. Es handelt sich also nicht um Falkenstein, sondern um die Burg Rannariedl, die, wie Strnadt nachweisen konnte, stets im Besitze der Falkensteiner war. Immerhin darf den Bedenken F. Sekkers beigeplichtet werden. Für den Adelsstand der Falkensteiner spricht insbesondere die Tatsache, daß Chunrad de Valchinstein die Grafschaftsrechte über die Besitzungen der Griesbacher nach deren Aussterben erhielt, wie wir im Zusammenhange mit Rudolfing gehört haben. Bei ihm handelt es sich wohl um Chunrad III. der Stammtafel J. Strnads und nicht um einen unbekannten „hochfreien“ Falkensteiner. Und wenn, wie wir ebenfalls gehört haben, Chalhoch (III.) von Falkenstein 1269 dem Kloster seinen Zehent zu Schintelaw, der ihm nach Erbrecht zustand, schenkte, so handelt es sich doch fraglos um grundherrliche Rechte. Zur Lösung der Falkensteiner-Frage wird es notwendig sein, auf das Bairische Stammenbuch von Wiguleus Hundt zurückzugreifen, in dem reicher Stoff über das Geschlecht der bairischen Kadalhoche zusammengetragen ist, der sich bestimmt noch auswerten läßt¹²¹). J. Strnadt hat dies versäumt. Ich bin davon überzeugt, daß es sich um ein Geschlecht handelt und nicht Herren und Dienstmannen einen und denselben Namen trugen, wie J. Strnadt meinte. Gegen die Scheidung von hochfreien und „unfreien“ Falkensteinern müssen schwerste Bedenken erhoben werden.

Entsprechend dem Titel unserer Abhandlung wenden wir uns zum Schluß nochmals der Oedenkirchen-Frage zu. Gleich eingangs wurde darauf hingewiesen, daß sie bereits eine Geschichte habe. Diese wurde von uns chronologisch geschildert. Fassen wir zusammen: Für Oedenkirchen als ersten Standort des von Kalhoch gestifteten Klosters Slage (Frauensschlag) traten ein: B. Pillwein 1827, L. Pröll 1902, A. v. Starkenfels 1904 (Siebmacher), G. Vielhaber 1908, F. Sekker 1925, K. Schiffmann 1937 und W. Luger 1950. J. Strnadt und E. Hager enthielten sich einer Stellungnahme. Einzig und allein A. Hollin glaubte Oedenkirchen zugunsten von Minihof ablehnen zu müssen, allerdings unter völliger Außerachtlassung der territorialen Besitzverhältnisse um 1204. Leider hat jüngst H. Mathie die verfehlt Minihof-These Hollins neben dem Hinweis auf Oedenkirchen in Betracht gezogen, um schließlich zu erklären: „Das erste Kloster stand an einem anderen, nicht mehr genau zu bestimmenden Ort in der Umgebung von Schlägl“¹²²).

Was für Odenkirchen spricht, wurde in unserer Arbeit erstmalig zusammengefaßt. Es bedarf nur mehr der Realprobe. Die Josefinischen Lagebücher hat L. Pröll bereits herangezogen und aus ihnen die Frauenschlag-Flurnamen in und um Odenkirchen entnommen. Vielleicht lassen sich auch aus den Indikationsskizzen des Franziszeischen Katasterplanes von 1826 flurkundliche Hinweise gewinnen. Ob die Aussicht besteht, in Odenkirchen noch Spuren der ersten Klosteranlage im Boden aufzufinden, ist fraglich. Allgemein wird angenommen, daß das Zisterzienserkloster einschließlich der Kirche aus Holz gebaut war, was nicht unwahrscheinlich ist. Zumindest die Wohnungen der grauen Brüder dürften nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Bauernhäuser aus Holzblockbauten bestanden haben. Das ganze Material wird dann wohl zum Bau der bäuerlichen Hofstätten verwendet worden sein. Am ehesten könnten noch Mauerzüge, aus Trockenmauern bestehend, angetroffen werden, da ja auch die Holzblockbauten steinerne Unterlagen hatten. Ein Luftbild, an dessen Aufnahme in absehbarer Zeit aber kaum zu denken ist, könnte auch in unserem Falle wertvolle Hilfe leisten. Denn das Luftbild hält Bodeneinbauten aus Stein, ausgefüllte Gräben und Pfostenlöcher überraschend deutlich fest. Voraussetzung ist allerdings, daß sich die Ueberreste der alten Klosteranlage oder wenigstens Teile von ihr außerhalb der verbauten Ortsflur auf freiem Acker- und Wiesengelände befinden. Eine Grabung könnte, wenn sich für sie Anhaltspunkte bieten, zur endgültigen Klärung der Odenkirchen-Frage führen.

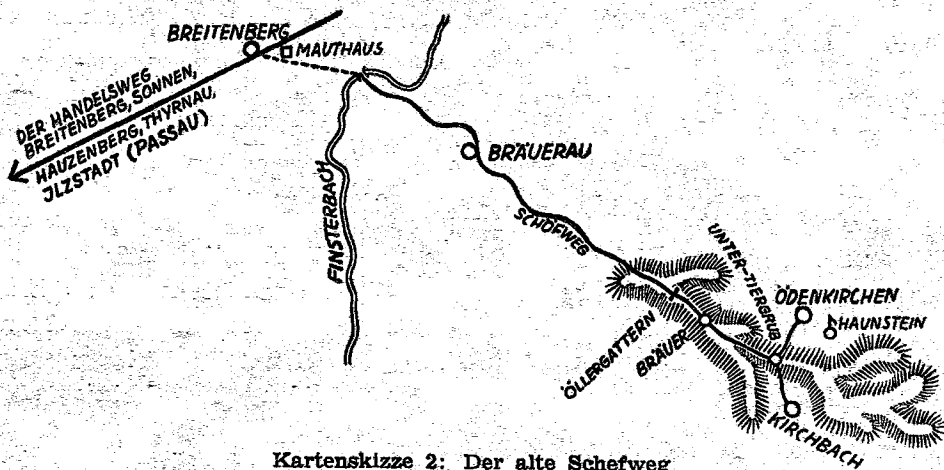
Südwestlich von Odenkirchen verläuft der schon erwähnte „alte Schefweg“, der in der Vertragsurkunde von 1385 als Teil-Grenzlinie zwischen dem Passauer und Schlägl Besitz genannt ist. L. Pröll bemerkt dazu: „Schefweg, eine alte Hochstraße, deren Spuren man teilweise heute noch sieht“¹²³). Auch K. Schiffmann führt ihn an: „Schöfweg, die an den Finsterbach führende Hochstraße bei Julbach, alter Schefweg 1385“¹²⁴). Es kann aber keine Rede davon sein, daß von ihm nur „Spuren“ vorhanden seien. Er besteht noch als erhaltener Fahrweg von Unter-Tiergrub bis zum Oellergattern, wobei die Strecke zwischen Bräuer und dem Oellergattern jetzt in den neuen Güterweg Julbach — Schlägl eingebaut ist. Auf der Spezialkarte 1 : 75.000 ist er als Fahrweg von Unter-Tiergrub bis zum Oellergattern, wo ihn die jüngere Straße Julbach — Stangl überquert, eingezeichnet; von da bis Bräuerau bezeichnenderweise als Gemeindegrenze. Auf der Karte des Erzherzogtums Oesterreich ob und unter der Enns vom Jahre 1813 und deren späteren Ausgaben tritt er zwischen Unter-Tiergrub und Bräuerau besonders deutlich als Kammweg hervor (siehe Kartenskizze 2). Der Oellergattern, vermutlich ein alter Grenzpunkt, ist längst nicht mehr vorhanden, er ist nur mehr als Flurname bekannt.

Das Vorhandensein dieses Altweges auf dem Kamm zwischen der kleinen und großen Mühel scheint ein weiterer Beweis für die Besiedlungstätigkeit der Falkensteiner zu sein. Man darf annehmen, daß seine Anlage mit der ersten Klostergründung zusammenhängt. Wenn er 1385 „alt“ genannt wird, dürfen

wir ihm wohl ein Alter von rund 200 Jahren zubilligen. Er ist neben der 1142 erwähnten regia via (Königsstraße) ¹²⁵⁾ und dem in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts genannten „Herweg“ (jetzt Dorf Hörbich) ¹²⁶⁾ der drittälteste genannte Hauptweg des westlichen Mühlviertels. Der Schefweg kann aber schon vor der ersten Klostergründung von den Falkensteinern in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angelegt worden sein. Denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Gründung in einer völlig weglosen Einöde erfolgte. Er bildete für den Burgstall Haunstein und das Kloster Frauenschlag die Verbindung mit dem Donautal, was schon sein Name besagt. Denn alle Schiff-, Schef-, Schöfwege (von altbairisch skēf = Schiff) führten an die Ufer der Donau. Im bayerischen Bezirksamt Grafenau gibt es sogar ein Dorf des Namens Schöfweg ¹²⁷⁾. Die Schefwege verliefen am rechten Stromufer meist von Süden nach Norden, am linken von Norden nach Süden. Unser Schefweg macht allerdings eine Ausnahme. Da der Höhenrücken, auf dem er verläuft, von Nordwesten nach Südosten streicht, hat auch der Kammweg diese Richtung. Dies veranlaßte J. Sigl zu einer Darstellung, die nicht stimmt. Er meinte: „Alle bisher behandelten Saumpfade gingen von der Donau aus nach Böhmen, doch gab es natürlich auch ein paar solche, welche, aus Ungarn kommend, Niederösterreich und das Mühlviertel durchquerten und nach Bayern führten. Als solcher scheint schon 1385 beim Oberlaufe der großen Mühel der alte Schefweg auf, der später auch öfter ‚Hohe Straße‘ genannt wurde, unter ‚Schöfweg‘ aber auch heute noch bekannt ist“ ¹²⁸⁾. Ein solcher Fernweg, der im Mittelalter aus Niederösterreich quer durch das Mühlviertel geführt haben sollte, war aber nie vorhanden und hätte auch der natürlichen Gliederung des Landes im Norden der Donau nicht entsprochen. Der alte Schefweg ging, wie schon oben vermutet, vom Burgstall Haunstein aus und verlief über Unter- und Ober-Tiergrub, Bräuer und den Oellergattern nach Bräuerau, um dann in den nächsten, südwestlich gerichteten Schöfweg des Bayerischen Waldes, vermutlich über Gollnerberg, Sonnen, Hauzenberg, Thyrnau, zu münden. Wenn es in der Grenzfestsetzung heißt, daß die Grenze von den Dörfern Kirchbach und Hohenberg (jetzt Hochhaus) bis zum alten Schefweg und diesen entlang bis zum Ursprung der kleinen Mühel gehen solle, so ist damit bestätigt, daß es sich um jenen Fahrweg handelt, der heute noch nach Bräuerau führt. Denn die kleine Mühel entspringt dem Brunnen in Bräuerau. Eine Anfrage beim Stadtarchiv Passau ergab die erwartete Bestätigung dieser Annahme. Stadtrechtsrat Dr. Hirsch teilte mir mit, daß Dr. Wolfgang M. Schmid in seiner Illustrierten Geschichte der Stadt Passau (1927) außer dem Weg Ilzstadt — Griesbach — Wegscheid noch den Weg Thyrnau — Hauzenberg — Breitenberg als alten Verkehrsweg nenne, und fügte hinzu: „Alle Schefwege endeten in der Ilzstadt. Es liegt die Vermutung nahe, daß der alte Schefweg über Bräuerau mit dem Handelsweg Breitenberg, Sonnen, Hauzenberg, Thyrnau, Ilzstadt in Verbindung stand. Darauf mag auch die Eintragung „Mauthaus“ hindeuten, die auf der Garnisionskarte von Passau 1 : 100.000

(1905) und auf der Umgebungskarte von Passau gleichen Maßstabes (Bayerisches Topographisches Bureau München) an der Stelle vorhanden ist, wo der alte Schefweg Unter-Tiergrub — Bräuerau in die Straße Breitenberg — Sonnen einmündet.“

Die Bedeutung dieses Punktes geht auch daraus hervor, daß auf Strnadts kartographischer Rekonstruktion des Besitzstandes der weltlichen Grundherrschaften im Ilzgau und im Mühellande (Beilage zum Land im Norden der Donau, 1905) der Winkel am Finsterbach als falkensteinisch aufscheint, während, wie schon eingangs bedauert wurde, der ganze südöstlich anschließende Landstrich bis zum Krenbach farblos gehalten ist, obwohl er, wie wir jetzt wissen, auch falkensteinisch-haichenbachisch war. In diesen Winkel am Finster-



Kartenskizze 2: Der alte Schefweg

bach führte der Schefweg hinein, um diesen Grenzbach, vermutlich in einer Furt, kaum auf einer Brücke, zu überqueren und nordwestlich von ihm in den nach Passau führenden Verkehrsweg zu münden. Mit diesem hängt wahrscheinlich auch der Ortsname „Rastbüchel“ bei Sonnen zusammen.

Die Beschreibung des Schefweges bei L. Pröll ist leider widerspruchsvoll. Der genannte Verfasser schreibt: „Auch die Erinnerung an die alten Saumwege, Salzsteige und Hochstraßen, welche, um sie mehr vor den Schneewehen zu bewahren, über die Bergrücken geführt wurden, hält noch mancher Flurname wach. So lesen wir im Wiesenurbar, das Propst Michael Schmucker von Schlägl 1571 anlegen ließ, daß 1580 ein Wolf Krenauer einen Neufang im Mühlholz bei Schlägl zu Lehen erhielt, genannt ‚auf der hohen Straßen‘. Wer dächte heute noch daran, daß diese hohe Straße, gewöhnlich Schöfweg genannt, welche von Röhrbach über Oepping, Haugsberg, Oberneudorf, Breitenstein, Mitterreit, Thiergrub, Proyer (Bräuer) und den Oellergattern in das Bistum Passau geführt hat, einst ein stark benützter Weg gewesen?“¹²⁹⁾. Vom Mühlholz, das östlich von Breitenstein-Mitterreit liegt, ist hier keine Rede. Die

hohe Straße ist m. E. eine jüngere Anschlußstraße an den alten Schefweg. Es geht also nicht an, sie ohneweiteres mit ihm gleichzusetzen, wie es auch J. Sigl, L. Pröll folgend, getan hat (siehe oben). Die hohe Straße wurde wahrscheinlich erst angelegt, als Ruger von Haichenbach 1274 dem Kloster Schlägl das Mitbenutzungsrecht an dem großen Walde zwischen Kren- und Finsterbach einräumte, vielleicht aber erst nach 1312, als Schlägl den Landstrich von Passau eintauschte. An ihr entstand dann auf einem idyllischen Waldanger die Kapelle zum heiligen Stein. Vermutlich befand sich dort ein sogenannter „Schalenstein“ oder ein Steinblock mit einer sitzartigen Mulde, die im Volksglauben mit der Wanderung Mariens in Zusammenhang gebracht wurden wie z. B. „Maria Rast am Stein“ bei Hohenfurth. Bezeichnenderweise lautet der erste urkundliche Beleg aus der Zeit um 1430 „Kapelle zum Heiligen Stein“ ohne Nennung eines Patroziniums¹³⁰). Es scheint sich anfänglich um ein Marienheiligtum gehandelt zu haben. Denn in einer Ablassverleihung vom Jahre 1446 wird das Heiligtum genannt „capella B. Mariae virginis visitationis Elisabeth in sancto lapide“. Erst 1448 werden neben Maria noch drei Kirchenheilige genannt: Wolfgang, Leonhard und Apollonia. E. Hager stellt fest, daß hier zum erstenmale der Name St. Wolfgang auftrete (der dann für den Wallfahrtsort namensgebend wurde) und bemerkt noch: „Unter dem Kirchenboden fließt ein nach dem Volksglauben für die Augen heilkräftiges Wasser, das seinen Auslauf in einer Nische der rechten Kirchenumfriedung unter einer Marmorstatue des sitzenden Hl. Wolfgang hat. Zur Kirche am heiligen Stein zogen in früheren Jahrhunderten zahlreiche Scharen von Kirchfahrern. Die letzten Prozessionen kamen aus Böhmen (Untermoldau), bis Weltkrieg und Umsturz die Grenze sperrten“¹³¹). Der heilige Stein ist leider nicht mehr zu sehen. Vielleicht fiel er, was eigentlich verwunderlich wäre, der Steingewinnung für den Kirchenneubau unter Propst Martin um 1640 zum Opfer. Er kann aber auch überbaut worden sein.

Die Bedeutung des alten Schefweges geht auch aus den Ausführungen J. Strnadts hervor, die er an die Festlegung der Landgerichtsgrenze zwischen Schlägl und Velden knüpft: „Erst nach dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts wurde, viel zu spät, um die Landeshoheit des Hochstiftes (Passau) wahren zu können, für das an Oesterreich verlorene Gebiet das passauische Landgericht Velden errichtet und der Wirkungskreis des Landrichters der Abtei auf das westliche Land beschränkt. Nach der Grenzbeschreibung vom Jahre 1593 reichte es im Norden bis an die große Mühel, erst 1640 wich die Grenze bis zum alten Schefweg zurück, bei welcher es bis zur Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit das Verbleiben hatte. Anfangs des Jahres 1637 wendete sich nämlich Propst Martin von Schlägl an Erzherzog Leopold Wilhelm als Bischof von Passau mit der Bitte um Ausscheidung der 122 Klosteruntertanen am rechten Mühelufer aus der Jurisdiktion des Landgerichtes Velden.“ Der Erzherzog überließ nach längeren Verhandlungen laut Vergleich vom 12. Dezember 1639 an Schlägl die völlige landgerichtliche Jurisdiktion

über nachstehenden Bezirk: „nemblich vom Finsterpach, welcher auß des closters forst in die große Mihel falt, auf den Schefweg ab und ab biß auf der Khürchpacher hözl, das Bawer (Bauwerch) genannt, von danen miten durch das Bawer, auf den Höllpach der Zwerch nach so weit des closters grund und boden gereicht, biß auf den Schneidergraben; von demselben auf das Stöckelpächel, so auf der Oberneudorfer Stockwiesen entspringet und in Grünpachfeld; von und am Grünpach (jetzt Krenbach genannt) biß wieder an den Finsterpach“¹⁸²⁾.

Es handelt sich auch hier zunächst wieder um die bekannte Strecke Finsterbach — Unter-Tiergrub, wie auch im Historischen Atlas ersichtlich ist¹⁸³⁾. Der alte Schefweg ist, wie schon hervorgehoben, ein ausgesprochener Kammweg. Dies entspricht durchaus den Feststellungen K. Schumachers, daß die ältesten Wege unter tunlichster Vermeidung der Täler den Kämmen und Wasserscheiden folgen¹⁸⁴⁾. Der Schefweg des nordwestlichen Mühlviertels hängt zweifellos mit der ältesten Besiedlungstätigkeit der Falkensteiner zusammen und ist neben den kennzeichnenden Orts- und Flurnamen im Raume von Oedenkirchen gewiß ein weiteres Beweisstück, daß die erste Klostergründung in dieser Gegend erfolgte.

Anmerkungen

- 1) W. Luger, Zur Gründungsgeschichte des Prämonstratenser-Stiftes Schlägl, Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 4 (1950), S. 204 — 212.
- 2) J. G. A. Hoheneck, Genealogie und Historische Beschreibung, II (1732), S. 364.
- 3) L. Pröll, Geschichte des Prämonstratenserstiftes Schlägl (1877), S. 23, Anm. 2.
- 4) H. G. Ströhl, Die Wappen der Äbte des Prämonstratenser-Stiftes Schlägl (1893), S. 5.
- 5) F. Sekker, Burgen und Schlösser Oberösterreichs (1925), S. 248.
- 6) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 94 (1905), S. 181.
- 7) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 145 und S. 146.
- 8) A. Maidhof, Die Passauer Urbare, Bd. 1 (1933), S. 75, Anm. 596.
- 9) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 145.
- 10) K. Schiffmann, Historisches Ortsnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich, Bd. 2, S. 360 und Ergänzungsband, S. 409.
- 11) E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Ortsnamen, Bd. 2 (1916), Sp. 802.
- 12) E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als historische Quellen (1931), S. 173.
- 13) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 190.
- 14) B. Pillwein, Der Mühlkreis (1827), S. 290.
- 15) K. J. Gloning, Oberösterreichische Volkssagen, 2. Auflage (1912), S. 23; A. Depiny, Oberösterreichisches Sagenbuch, S. 378, Nr. 56.
- 16) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 23, Anm. 2.
- 17) G. Vielhaber, Skizze der älteren Geschichte des oberen Mühlviertels, Neudruck in den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 16 (1931), S. 43.
- 18) J. Strnadt, Peuerbach, Ein rechtshistorischer Versuch, 27. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum (1868), S. 357, Anm. 3.
- 19) W. Luger, Gründungsgeschichte, S. 207.
- 20) A. v. Starkenfels, Oberösterreichischer Adel, J. Siebmachers Wappenbuch IV-5 (1904), S. 85.

- 21) G. Vielhaber, Skizze, S. 45.
- 22) E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. 1 (1913), Sp. 1496.
- 23) G. Vielhaber, Skizze, S. 15.
- 24) K. Schiffmann, Neue Beiträge zur Ortsnamenkunde Oberösterreichs I. (1926), S. 18.
- 25) K. Haßleder, Pellstein, 71. Jahresbericht des Museums Francisco-Carolinum (1913), S. 12 — 13.
- 26) G. Vielhaber, Skizze, S. 46.
- 27) K. Schiffmann, Das Land ob der Enns (1922), S. 94.
- 28) G. Vielhaber, Skizze, S. 48.
- 29) L. Pröll, Das Obermühlviertler Bauernhaus und seine Schicksale in den Kriegszeit. Separatabdruck aus den Mühlviertler Nachrichten, Linz-Urfahr (1902), S. 43 und 46.
- 30) H. P. Schad'n, Die Hausberge und verwandte Wehranlagen in Niederösterreich, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, LXXX. Bd. (1950), S. 284.
- 31) L. Pröll, Bauernhaus, S. 42 und 43.
- 32) J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. 1 (1872), Sp. 39.
- 33) E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. 1, Sp. 288.
- 34) K. Schiffmann, Historisches Ortsnamen-Lexikon, Bd. 1, S. 240.
- 35) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 4, S. 443, Nr. 479; Bd. 5, S. 74, Nr. 75; Bd. 5, S. 164, Nr. 169. (Im Text mit U.B. abgekürzt.)
- 36) Urkundenbuch, Bd. 5, S. 316, Nr. 329 und Bd. 6, S. 470, Nr. 465.
- 37) J. Nößlböck, Die Entstehung und die rechts- und sozialgeschichtlichen Verhältnisse des Marktes Rohrbach in Oberösterreich, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 9 (1923), S. 15.
- 38) Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 14, S. 82.
- 39) K. Schiffmann, Historisches Ortsnamen-Lexikon, Ergänzungsband, S. 131.
- 40) W. Luger, Gründungsgeschichte, S. 205 — 206.
- 41) F. I. Proschko, Streifzüge im Gebiete der Geschichte und Sage des Landes ob der Enns, IV. Die Gründung des Klosters Schlägl, 14. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz (1854), S. 96.
- 42) A. Depiny, Oberösterreichisches Sagenbuch (1932), S. 378, Nr. 56.
- 43) M. A. Becker, Topographie von Niederösterreich, II. Teil (1885), S. 592.
- 44) J. H. Zedler, Großes Universal-Lexikon, Bd. 25 (1740), Sp. 537.
- 45) E. Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser nach Schlägl? Linz (1918), S. 11.
- 46) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 31.
- 47) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 5, S. 475, Nr. 482.
- 48) L. Pröll, Bauernhaus, S. 62.
- 49) J. Strnad, Das Land im Norden der Donau, S. 188. Auf seine weit zurückliegende Bemerkung: „Ödenkirchen, Pfarre Ulrichsberg, deshalb so genannt, weil an dieser Stelle die erste Anlage des Klosters Schlägl geschehen sein soll“ (Versuch einer Geschichte der Passaulschen Herrschaft im oberen Mühlviertel, 20. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum [1860], S. 173), bezog sich J. Strnad hier nicht mehr.
- 50) E. Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser nach Schlägl? S. 11.
- 51) G. Vielhaber, Skizze, S. 44.
- 52) J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 1462.
- 53) K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Bd. 1, S. 321.
- 54) Topographisch-statistisches Handbuch des Königreichs Bayern, München (1867), S. 252.
- 55) E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. 1, Sp. 719; E. Schwarz, Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich (1926), S. 77; K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Ergänzungsband, S. 109.
- 56) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 10, S. 331, Nr. 435.

- 57) L. Pröll, Bauernhaus, S. 61.
- 58) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 35 und Anm. 3.
- 59) B. Pillwein, Mühlkreis, S. 201; J. Strnadt, Versuch einer Geschichte der Passaulschen Herrschaft im oberen Mühlviertel, 20. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum (1860), S. 181.
- 60) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 308.
- 61) A. Holln, Zur Ergänzung der Skizze der ältesten (soll heißen: älteren) Geschichte des oberen Mühlviertels von Gottfried Vielhaber, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 16, S. 64.
- 62) H. Mathie, Heimatbuch des oberen Mühlviertels (1951), S. 31.
- 63) A. Haasbauer, Geschichte der oberösterreichischen Mundarten (1926), S. 13, § 3; S. 24, § 13.
- 64) Monumenta Germaniae, libr. confrat. (1884), S. 452.
- 65) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 42 — 43.
- 66) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 63.
- 67) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 67.
- 68) K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Bd. 1, S. 130; Bd. 2, S. 82.
- 69) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 261, Anm. 1.
- 70) A. Holln, Zur Ergänzung der Skizze, S. 67.
- 71) G. Vielhaber, Skizze, S. 27 — 28.
- 72) G. Vielhaber, Skizze, S. 48.
- 73) L. Pröll, Bauernhaus, S. 50.
- 74) K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Bd. 1, S. 311.
- 75) K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Ergänzungsband, S. 167.
- 76) A. Holln, Zur Ergänzung der Skizze, S. 68.
- 77) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 26.
- 78) G. Vielhaber, Skizze, S. 48.
- 79) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 188.
- 80) W. Luger, Gründungsgeschichte, S. 208.
- 81) E. Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser nach Schlägl, S. 8.
- 82) E. Hager, ebenda.
- 83) E. Hager, ebenda, S. 22 — 23. (Erfreulicherweise wurde die „Skizze“ G. Vielhabers im 16. Bändchen der Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels neugedruckt, sodaß sie jetzt leicht zugänglich ist. Gottfried Vielhaber starb, 52jährig, am 17. März 1913. Laurenz Pröll, der erste Geschichtsschreiber Schlägls, folgte ihm, 64jährig, am 27. Juni des gleichen Jahres im Tode nach.)
- 84) G. Vielhaber, Skizze, S. 41.
- 85) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 26. (Schon 1827 berief sich B. Pillwein, Mühlkreis, S. 24, auf diesen Beleg. Ebenso F. I. Proschko, Die Gründung des Klosters Schlägls, S. 98.)
- 86) J. Strnadt, Versuch einer Geschichte der Passaulschen Herrschaft, S. 76 und S. 123.
- 87) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 26.
- 88) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 189.
- 89) G. Vielhaber, Skizze, S. 38.
- 90) E. Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser, S. 7 und Anm. 3.
- 91) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 3, S. 328, Nr. 353.
- 92) M. Pangerl, Zawisch von Falkenstein, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. 10, S. 147 und Anm. 13.
- 93) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 192.
- 94) E. Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser, S. 8.
- 95) G. Vielhaber, Skizze, S. 40.
- 96) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 3, S. 361, Nr. 384.
- 97) G. Vielhaber, Skizze, S. 49.
- 98) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 29.

- 99) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 179, Anm. 1.
- 100) E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. II, Sp. 780.
- 101) J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. 2 (1877), Sp. 429.
- 102) K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Bd. 2, S. 358 — 359.
- 103) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 5, S. 124, Nr. 128.
- 104) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 5, S. 164, Nr. 169.
- 105) G. Vielhaber, Skizze, S. 38.
- 106) F. I. Proschko, Die Gründung des Klosters Schlägl, S. 98.
- 107) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 43.
- 108) J. Strnadt, Versuch einer Geschichte der Passauischen Herrschaft im oberen Mühlviertel, S. 131 und S. 154.
- 109) J. Strnadt, Versuch, S. 123.
- 110) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 43.
- 111) J. G. A. Hoheneck, Genealogie, III, S. 416; J. Strnadt, Velden, S. 280; K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Bd. 2, S. 479 und Ergänzungsband, S. 459.
- 112) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau S. 189.
- 113) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 24 — 25.
- 114) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 27.
- 115) A. v. Starkenfels, Oberösterreichischer Adel, J. Siebmachers Wappenbuch, S. 42.
- 116) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 178 und S. 186.
- 117) G. Vielhaber, Skizze, S. 41.
- 118) E. Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser, S. 11.
- 119) G. Vielhaber, Skizze, S. 42 — 43.
- 120) F. Sekker, Burgen und Schlösser, S. 65.
- 121) Wiguleus Hundt, Bairisches Stammenbuch, Ingolstadt (1598).
- 122) H. Mathie, Heimatbuch, S. 25 und S. 43.
- 123) L. Pröll, Geschichte Schlägls, S. 63, Anm. 1.
- 124) K. Schiffmann, Ortsnamen-Lexikon, Bd. 2, S. 377.
- 125) Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 2, S. 203, Nr. 137.
- 126) Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 97, S. 282; Monumenta Boica 30, S. 486.
- 127) Topographisch-statistisches Handbuch des Königreichs Bayern, S. 427.
- 128) J. Sigl, Unsere Saumwege, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 8, S. 72.
- 129) L. Pröll, Bauernhaus, S. 62.
- 130) Siehe Anmerkung 67.
- 131) E. Hager, Johann Worath, der Bildhauer des Schlägler Prälaten Martin Greysing, Heimatgaue, Jg. 2 (1921), S. 13, Anm. 42.
- 132) J. Strnadt, Das Land im Norden der Donau, S. 217 — 218.
- 133) J. Strnadt, Historischer Atlas (1906), Blatt 1 b.
- 134) K. Schumacher, Beiträge zur Siedlungs- und Kulturgeschichte des Westerwaldes und Taunus, Nassauische Annalen 44, S. 179.

*

Die Abkürzungen ahd. und mhd. im Text bedeuten: althochdeutsch und mittelhochdeutsch.

Die Kartenskizzen zeichnete Hans Pertlwieser, Ebelsberg, nach Angaben des Verfassers.